

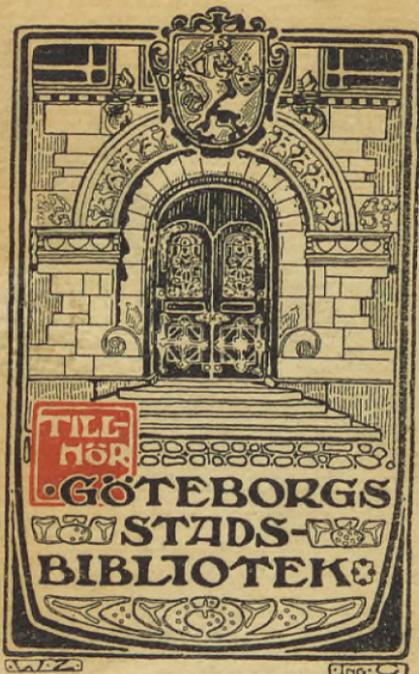
Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.  
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

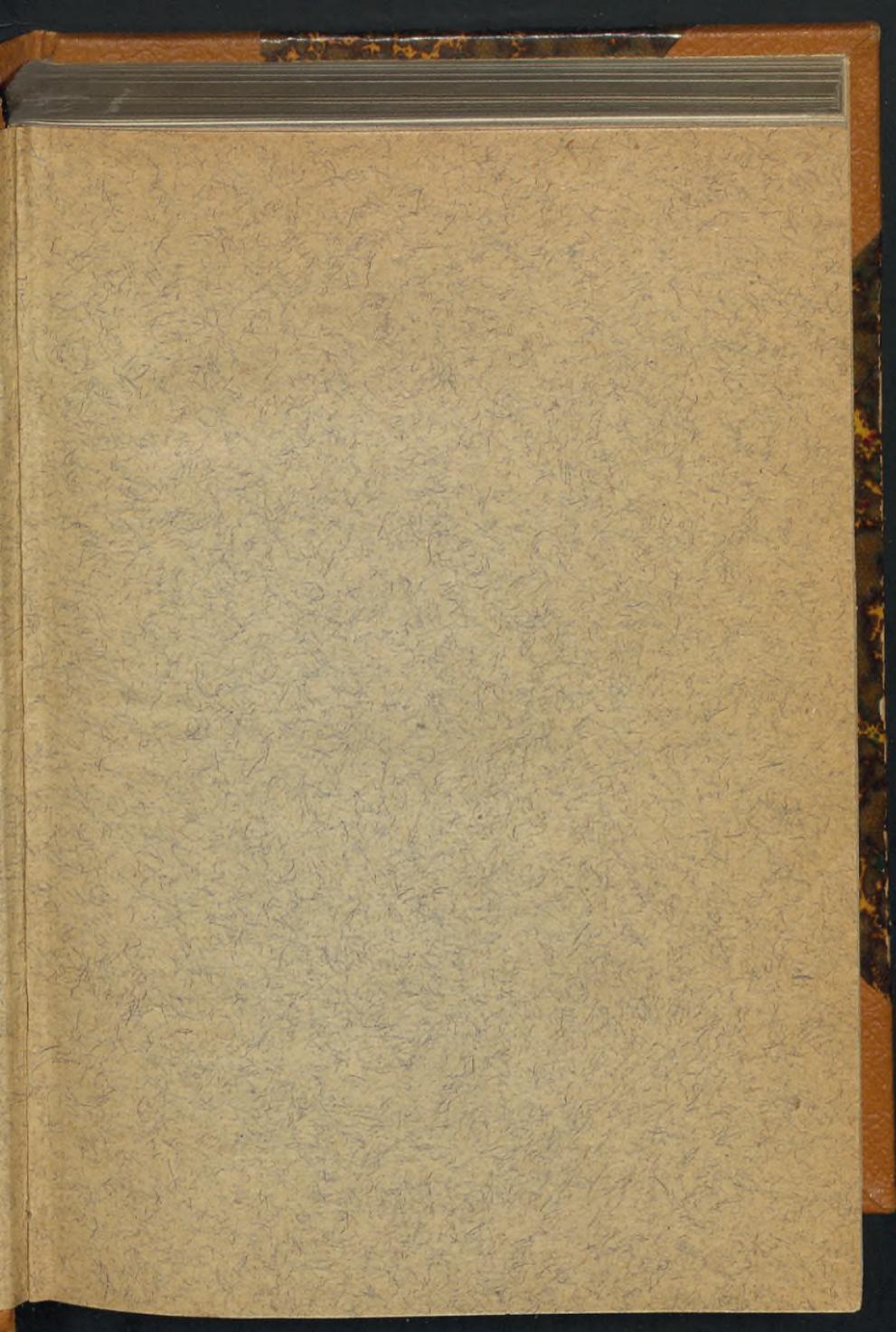
This work has been digitised at Gothenburg University Library.  
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.  
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

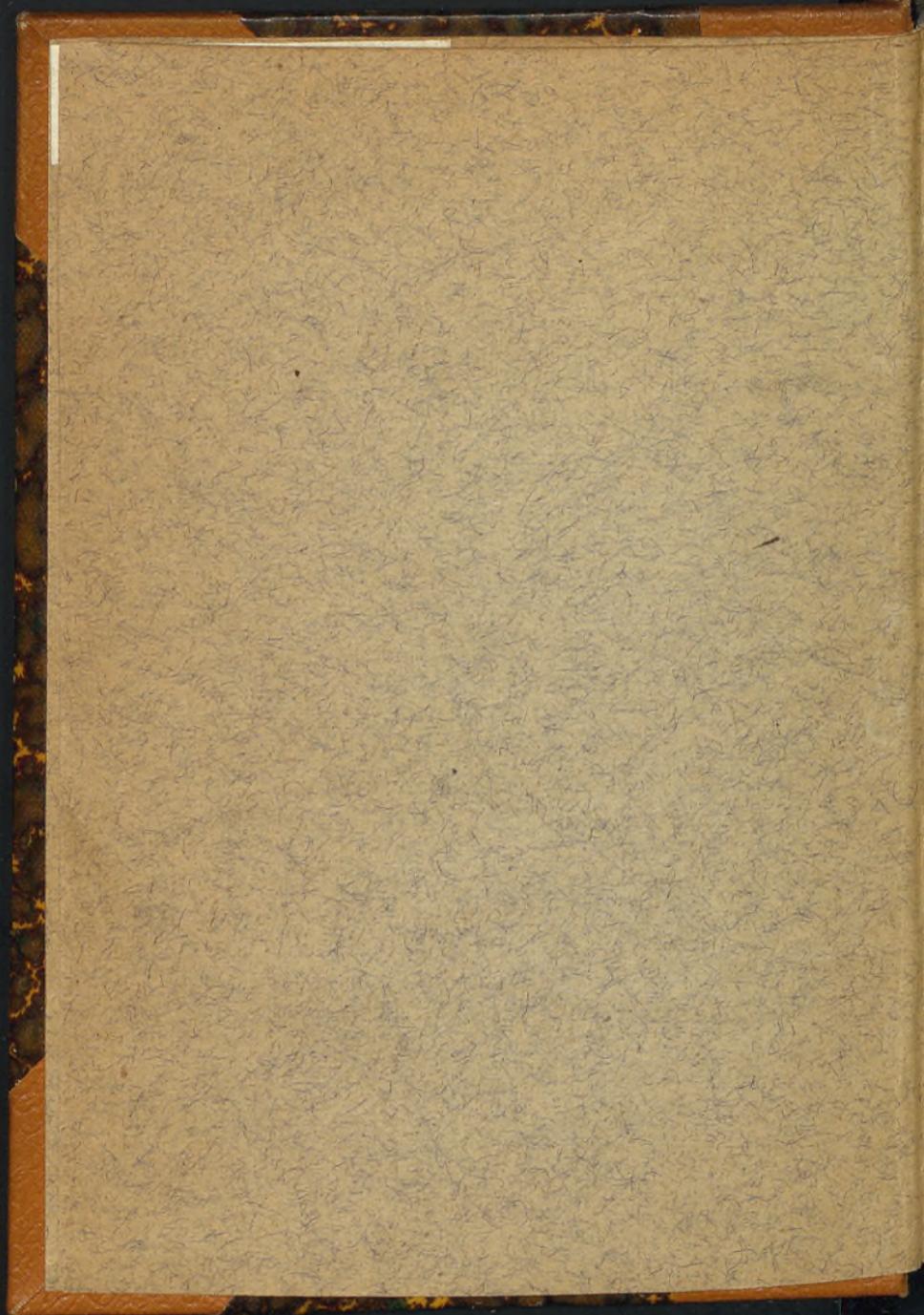


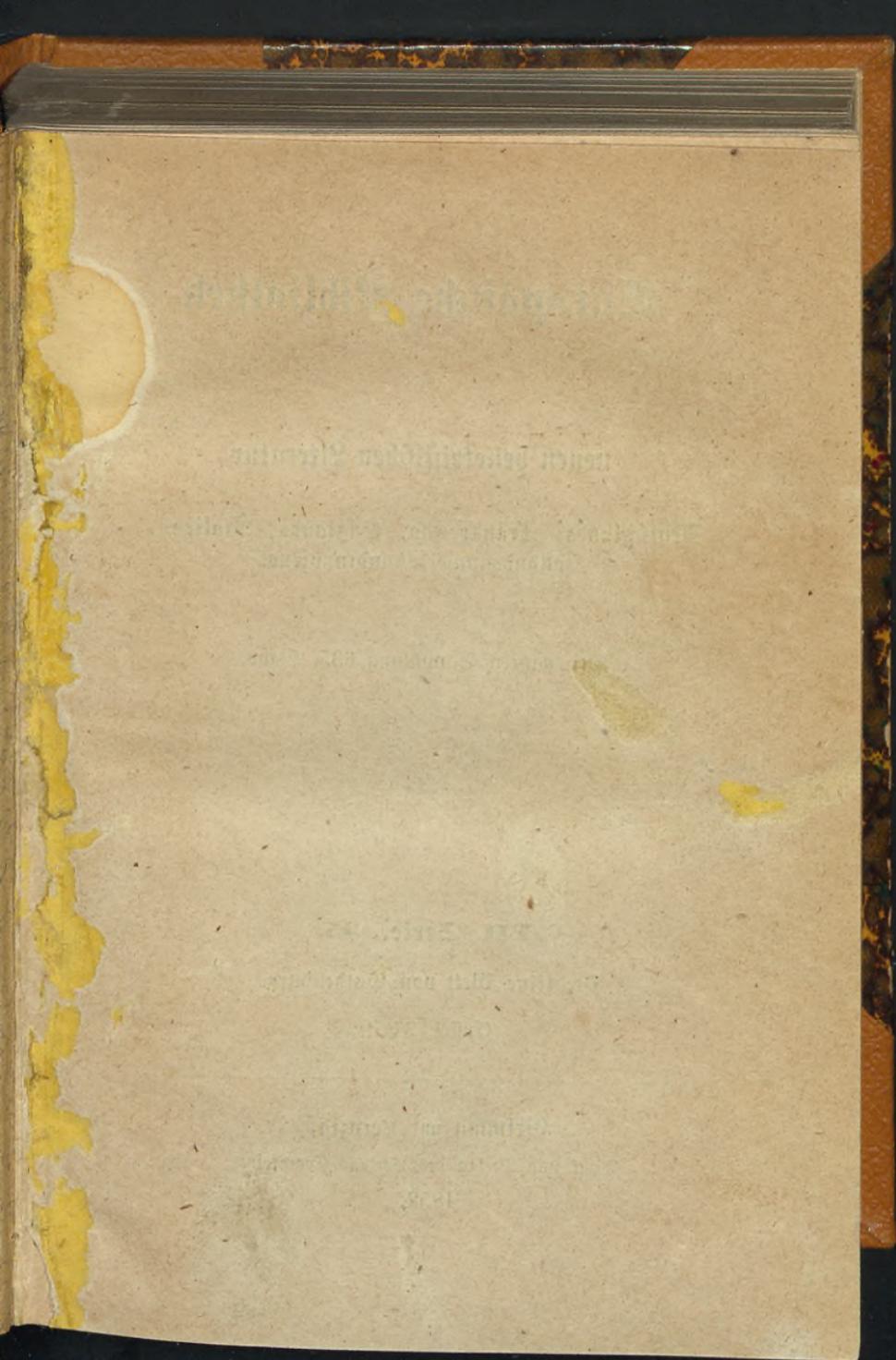


Litt.  
Sv.









# Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,  
Hollands und Scandinaviens.

Der ganzen Sammlung 635. Band.

---

**VII. Serie. 35.**

Die feine Welt von Gothenburg.

Erster Theil.

---

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Die  
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

*von E. W. Beckman*  
Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kressschmar.

Erster Theil.

---

Grimma und Leipzig,  
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.  
1852.

Ein Blatt von ...

...

...

...

...

...

...

Erstes Buch.

---

S o n n t a g .

---

1811

1811

## Erstes Kapitel.

### Die Windspitze.

„Ainsi tout change, ainsi tout passe  
Ainsi nous mêmes nous passons,  
Helas! sans laisser plus de trace,  
Que cette barque où nous glissons  
Sur cette mer où tout s'efface.“

Lamartine.

Vor länger als einem halben Jahrhunderte lebte in der Nähe von Gothenburg auf einem kleinen Landgute, welches unter dem Namen der Windspitze bekannt war, ein Mann und Familienvater, den wir Hans *Deckman* nennen wollen.

Er war in früherer Zeit ein reicher und angesehenener Kaufmann in der Stadt gewesen, aber die damals so oft und schnell wechselnden Coniuncturen, einige unerwartete Verluste und fehlgeschlagene Speculationen hatten, wie man glaubte, in den letzten Jahren Herrn Deckmans Vermögen bedeutend vermindert.

Aus diesem Grunde hatte er sich auch wohl zurückgezogen, sich auf alle Art und Weise eingeschränkt,

alle Handelsgeschäfte aufgegeben und nachdem er seine Schulden regulirt, seine noch übrigen Kapitale so sicher als möglich unterzubringen gesucht.

Von seiner ersten Frau hatte der alte Deckman sieben noch lebende Kinder, nämlich drei Söhne: Dlof, Christian und Gregorius, und vier Töchter: Katharina, Sophia, Anna Stina und Gustava. Er verheirathete sich zum zweiten Male und die Vorsehung schenkte ihm in seinen alten Tagen noch den achten Erben, eine Tochter, die Christina getauft ward.

Die Erziehung der Kinder ward auf keine Weise vernachlässigt. Die Knaben wurden fleißig und täglich im Lesen und Schreiben geübt, genossen Unterricht im Katechismus und in Hübners biblischer Geschichte und studirten die Rechenkunst nach einem damals in jedem Bürgerhause vorhandenen Buche, die „Adelige Uebung“ genannt, welches das Einmaleins, eine Menge Multiplicationstabellen und einige ausgeführte Regelbetrieexempel enthielt, die den Knaben, ganz besonders aber der adeligen Hausfrau (wenn eine solche da war) deutlich bewiesen, daß, wenn das Pfund Butter zwei Thaler kostet, das halbe Pfund einen Thaler und das Viertelpfund sechzehn Stüber kostet. In den spätern Auflagen dieses vortrefflichen Werks waren überdies noch allerhand Rechenkünste und schwerere Aufgaben beigelegt, wie zum Beispiel, daß das Facit von einem halben

Kalbe halb und noch ein Viertel davon, nichts ist, was gleichwohl nur Wenige begreifen konnten und worüber vielleicht noch heutzutage gestritten werden möchte.

Zu den Obliegenheiten der Knaben gehörte auch, die Schuhe und Kleider zu bürsten, die Hausflur und das Comptoir rein zu halten und im Garten zu graben. Das war damals so Sitte.

Die Erziehung der Mädchen war gleichfalls ebenso einfach als anspruchlos. Ihre Beschäftigung bestand außer den oben erwähnten Studien in Buttern, Backen, Scheuern, Waschen, Brauen und Nähen. Sie wurden mit Einem Worte zu tüchtigen Hausfrauen erzogen und der alte Hans Jakob ging oft selbst hinunter in die Küche, um seinen Töchtern einzuprägen, daß sie zu den Speisen nicht mehr nehmen sollten, als was Recht sei. Die Erklärung dieser etwas unbestimmten Regel glückte ihm aber nicht ganz, denn Katharina verstand darunter immer: so gut und Anna Stina: so wenig als möglich.

Hatte Herr Deckman früher mit bekümmerten Herzen sein durch Mühe, Sparsamkeit und Ordnungsliebe erworbenes Vermögen in Folge schlimmer Conjunctionen, politischer Umwälzungen und des Abschieds der Heeringe von der schwedischen Küste, sich vermindern sehen müssen, so schien es gleichwohl, als ob die Vor-

sehung ihm jetzt in seiner eigenen Familie einen Erfas bereiten wollte, denn alle Kinder berechtigten zu den schönsten Hoffnungen.

Mit guter Gesundheit ausgerüstet, von Natur mit einem hübschen Aeußern, ja man konnte sagen, mit Schönheit begabt, schien auch ihr Inneres dieser vortheilhaften Außenseite zu entsprechen und diese Kinder standen in beinahe jeder Hinsicht höher, als andere Bürgerkinder.

Die Mädchen hießen in Gothenburg allgemein die schönen Töchter des alten Deckman und Katharina war die schönste unter ihnen. Die reichen Junggesellen der Stadt begannen schon zu schmachten und Besuche zu machen, aber der alte Hans Jakob wußte gut zu wählen und gab sich nicht eher zufrieden, als bis die reichsten kamen. Dies geschah auch.

Die Knaben wurden nach Hamburg in die Lehre geschickt, wie man es damals nannte; sie traten nämlich als Volontaire in die Comptoirs dortiger Handelshäuser ein. Gregorius, der jüngste der Söhne, war der schönste und gewandteste, so daß er sehr bald den Beinamen „der schöne Schwede“ erhielt.

Inzwischen war die Windspitze ein Sammelplatz für mehrere der reichsten jungen und alten unverheiratheten Männer der Stadt geworden, welche sämmtlich um der Töchter willen sich hier einfanden, ohne sich

von dem entsetzlichen, während der letzten Jahre unaufhörlich zunehmenden Husten des Alten abschrecken zu lassen, obschon dadurch wahrscheinlich mancher der Freier mitten in seiner Bewerbung unterbrochen ward.

Böse Zungen wollten allerdings behaupten, daß das viele Ausspucken sich allemal einstellte, wenn der Freier nach der Ansicht des Vaters nicht reich genug war; aber dies war ganz gewiß eine Verläumdung, denn der alte Mann litt wirklich an einem Husten, der ihn oft in Gefahr brachte zu ersticken und endlich auch seinen Tod herbeiführte.

Dieses Uebel war auch die Ursache, daß Hans Jakob sich immer ernstlicher vornahm, seine Töchter in Bitten zu versorgen und Katharina ward demzufolge mit einem der reichsten Kaufleute in der Stadt, einem Herrn C. Fagge, vermählt. *Fagge*

Dieser Mann gewährte vielleicht nicht Alles, worauf das junge ausgezeichnet schöne und reizende Mädchen Anspruch machen konnte, aber er war angesehen und reich und im Stande, eine Frau zu versorgen.

Das Letztere war auch die Hauptsache und die Vermählung Katharinens mit Herrn Fagge sonach für den Alten ein Geschäft so gut wie jedes andere. *13*

Die Gothenburger waren damals, eben so wie jetzt, praktische Leute und wenn man in Gothenburg nur Geld hat, so hat es weiter nichts zu sagen, wenn man

keine Nase hat und Herr Jagge bekräftigte die Wahrheit dieses Satzes, denn er war klein und buckelig und seine Nase hatte eine Form, die sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt.

*Jarras* Sophie ward mit einem Herrn *Jarras* verhehlicht, der auch sehr reich war, und Gustava heirathete einen Deutschen, Herrn Zanne. Diese letztere Partie schien aber von dem alten Hans Jakob etwas übereilt abgeschlossen worden zu sein, oder hatte ihren Grund vielleicht in seiner Vorliebe für die Deutschen.

Man sieht daraus, daß auch die klügsten Menschen dumme Streiche machen können, denn Gustava's Heirath war durchaus nicht ein gutes Geschäft zu nennen.

Anna Stina, die jüngste Tochter aus der ersten Ehe, war nun die einzige noch unverheirathet. Sie war auch die am wenigsten schöne von ihren Schwestern. Sie konnte allerdings Anspruch auf „la beauté du diable“ (mit welchem Ausdrucke die Franzosen den Reiz der Jugend bezeichnen) machen, erweckte aber schon damals in dem aufmerksamen Beschauer ein unbehagliches Gefühl.

Sie glich nämlich einer jungen Zigeunerin. Ihr brauner durchsichtiger Teint, ihre dünne gekrümmte Nase, ihre langen schmalen Finger, ihr magerer Hals und ihre scharfen Umriffe machten sie wohl nicht geradezu häßlich, aber doch sehr abstoßend.

So war Anna Stina ihrem Aeußern nach; wie es in ihrem Innern aussah, werden wir später erfahren.

Als so die drei Frauen zu ihren Ehegatten in die Stadt gezogen waren, während die Söhne noch immer in Hamburg verweilten, war es auf der Windspitze still und einsam. Anna Stina besorgte das Hauswesen, die Stiefmutter beschränkte sich auf die Erziehung ihrer jüngsten lieblichen Tochter Christina und der alte Hans Jakob hustete jämmerlich und ging dem Grabe mit immer schnelleren Schritten entgegen.

Dabei war sein Aussehen aber immer noch männlich und streng.

In der Regel trug er einen braunen Rock mit großen Stahlknöpfen, ein weißes Halstuch und einen Haarbeutel.

Auf der Windspitze ward es also, wie wir eben schon gesagt haben, sehr einsam und die in Gothenburg verheiratheten Töchter besuchten ihre Eltern sehr selten.

Es war dies auch ganz natürlich, denn man hatte es ja in der Stadt weit besser und behaglicher, weil die Lebensweise ganz anders und angenehmer war. Luxus und Vergnügungen hatten über die Einförmigkeit des Landlebens im elterlichen Hause bereits einen entscheidenden Sieg davon getragen.

In Gothenburg war es überhaupt selten der Fall, daß zwischen Eltern und Kindern ein herzliches Verhältniß und wahre Liebe, Zuneigung und Dankbarkeit

hereschte; daran waren aber die Eltern selbst schuld und die Strafe folgt nun bis in's dritte und vierte Glied.

Die Eltern erziehen nämlich oft ihre Kinder nicht aus Liebe zu ihnen, sondern aus Nothwendigkeit oder Eigennuz. Sie behandeln sie strenge und unfreundlich, sie geben ihnen für den kleinsten Fehltritt die Ruthe und stellen sie in den Schandwinkel, anstatt sie durch liebevolle Vorstellungen und Ermahnungen auf den rechten Weg zu leiten. Sie zwingen die Kinder nicht selten zu den härtesten Entbehrungen und lassen keine Gelegenheit vorbeigehen, in ihrer Gegenwart von den Sorgen und Kümernissen zu sprechen, welche sie von ihren Kindern haben.

Wie viele Eltern machen sich nicht sogar eine Ehre daraus, daß ihre Kinder niemals Erlaubniß erhalten, mit anderen von ihrem Alter Umgang zu pflegen und zu spielen, so wie daß sie ihnen niemals Geld zum Einkauf ihrer Bedürfnisse an Bällen, Scheiben, Drachen und dergleichen Spielereien geben, welche die Kinder sich in der Regel so innig wünschen und am liebsten selbst einkaufen?

Wenn ein Kind in das Zimmer solcher Eltern tritt, während vielleicht gerade ein Fremder zugegen ist, so ist das erste Wort, welches zu ihnen gesprochen wird, allemal: „Stehe grade! Wo bist Du mit der Nase herumgekrochen? Du bist ein Schmutzteufel! Geh

hinaus zur Lotte und laß Dich kämmen.“ Wagt das Kind den Mund zu öffnen, um etwas zu fragen oder zu bemerken, so heißt es: Die Kinder müssen schweigen, wenn ältere Leute sprechen u. s. w.

Wofür sollen nun die Kinder dankbar sein? Vielleicht dafür, daß ihre Eltern sie in die Welt gesetzt haben? Das Unglück will, daß die Kleinen sehr bald so groß werden, daß sie näher über die Sache nachdenken und diese Angelegenheit nicht ohne Grund als eine quittirte Rechnung über genossenes Zuckerbrot ansehen.

Wir müssen jedoch noch einmal die Windspitze berühren und da wir uns einmal über fünfzig Jahr zurückversetzt haben, so finden wir darin einen Grund, nachdem wir von den Personen gesprochen, welche damals dieses Haus bewohnten, unsern Lesern nun noch eine kleine Schilderung dieses Ortes selbst zu machen, der in der That damals, vor einem halben Jahrhunderte, ganz anders aussah als jetzt.

Auf der Windspitze hatte die Wiege gestanden, in welcher diejenigen ruhten, die später selbst, ebenso wie ihre Kinder jetzt noch, einen Theil der feinen Welt von Gothenburg ausmachten. Die Windspitze ist daher auch jetzt noch nicht ganz zu verachten.

Wir wollen uns nun zuerst aus der Stadt und dem damals noch stehenden alten Thore herausbegeben. Wir wenden uns sehr bald links, gehen an dem von

dem stillstehenden Wasser stinkenden Wallgraben hin, nehmen dann den Weg rechts und haben nun die Promenade von Gothenburg vor den Augen, die damals sogenannte „Allee.“ Jetzt aber gehen wir nicht mehr, sondern promeniren.

Links von der Allee sehen wir eine große Heide, welche zum Exercirplatz für das in der Stadt liegende Artillerieregiment dient. Rechts von der Allee geht die Chaussee hin und es ist wohl wahr, daß wir von den daher kommenden Staubwolken höchlich incommodirt werden, aber es gab kein Mittel dagegen und wenn man nicht hat, was man liebt, so muß man lieben, was man hat. Gothenburg hatte damals keine andere Promenade.

Während dieser ganz vernünftigen Raisonnements aber kommen wir an das Ende der Allee und müssen uns nolens volens auf die Chaussee selbst begeben, mitten in den Staub hinein.

Nachdem wir ungefähr fünf Minuten an einigen links befindlichen hölzernen Häusern und rechts gelegenen Gärten und Plantagen vorbeigewandert sind, kommen wir endlich an das Ziel, an die Windspitze.

Eine links befindliche Gatterthür muß ein wenig emporgehoben werden, um sich zu öffnen und vor uns sehen wir nun ein ganz für sich allein stehendes, mitten in einer Heide erbautes Haus.

Der noch übrige kurze Weg bis zu dem Hause selbst, ist nicht romantisch, denn er führt auch durch die Heide, und einige hie und da gepflanzte Bäume scheinen nur mit Mühe dem Wind und Wetter getrogt zu haben und eine Menge Kameraden zu betrauern, die vielleicht früher mit ihnen in Reihe und Glied standen, aber von dem Winde weggerissen worden sind.

Betrachten wir nun das Gebäude, in welchem unsere Bekannten weilten.

Es war von Holz und so gezimmert, wie man jetzt noch hölzerne Häuser auf dem Lande und in kleinen schwedischen Städten auführt. Die Balken waren der Länge auf einander gelegt, an den Ecken durch eine Einfassung mit einander verbunden und längs der Ritzen mit Moos ausgestopft; auf diese Weise bildeten sie eine Wand, die dicht genug war, um sowohl Wind und Regen, als auch den Wechsel der Temperatur abzuhalten.

Ueerdies war das Haus auswendig mit Brettern beschlagen und kleine zierlich geschnitzte Ribben bedeckten die dazwischen befindlichen Oeffnungen.

Das Ganze hatte allerdings auf diese Weise mehr Aehnlichkeit mit einer gestreiften Kollgardine, als mit einer Hauswand, aber was war zu thun? Entweder waren die Menschen damals noch nicht aufgeklärt genug, um Sand und Lehm zu suchen, Ziegel zu brennen,

und daraus ordentliche Häuser zu bauen, oder man gab den hölzernen Häusern den Vorzug aus dem Grunde, weil Vater, Großvater und Urgroßvater es gethan hatten. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste. Ueberdies behauptete man, daß solche Wohnungen wärmer wären, als steinerne Häuser, und man hatte nicht ganz Unrecht.

Seitdem der alte Deckman Eigenthümer der Windspitze war, hatte ein großes und nütliches Unternehmen stattgefunden. Das Gebäude war nämlich mit einer Mischung von Milch und Ocker bestrichen worden und sah folglich gelb aus. Die Farbe aber, welche in den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften auf's Dringendste empfohlen wird, hatte ungeachtet ihrer Neuheit und Vortreflichkeit einen gewissen Gang, mit jedem Jahre immer grüner zu werden, und da binnen Kurzem sogar die Bretter durchzuschimmern begannen, so mußte das Haus wenigstens ein Jahr um das andere frisch angestrichen werden, wenn die Ribben nicht verfaulen sollten, welches Alles die königlich schwedische Akademie der Wissenschaften in ihren Verhandlungen zu empfehlen vergessen hat.

Das Dach war mit rothen Ziegeln gedeckt, die Fenster waren klein, die Scheiben in Vergleich mit den jetzigen noch kleiner und das Glas grün.

Auf der hintern Seite des Hauses sah man eine und die andere Scheibe, auf welcher mit Kreide geschrieben

zu sein schien: Hat die Herrschaft vielleicht im Begriff gestanden, während des Sommers in die Stadt zu ziehen? oder hat sie sich vorgenommen, eine Reise zu machen und Befehl gegeben, den Sonnenschein abzusperren, um die Farbe der Tapeten zu schonen?

Aber Keines von Beidem war der Fall und bei näherer Betachtung fand man, daß diese Fensterscheiben aus Schreibpapier bestanden. Der alte Deckman war nämlich ein ökonomischer Hauswirth und gab nicht gern Geld aus. Im Innern des Hauses war Alles sehr reinlich, behaglich und einfach. Sofa's und Stühle waren weiß angestrichen und nicht, wie zwanzig Jahre später, gebohnt und polirt, noch viel weniger aber wie heutzutage von Mahagony oder Jacaranda. Alle Möbel waren mit Sitz oder mit Rosshaar beschlagen. Zum Bestreuen des Fußbodens benutzte man Tannen- oder Wachholderreis und ein zweischläfriges Bett prangte traulich in dem Schlafzimmer, anstatt der jetzt gebräuchlichen einmännischen Betten, welche in zwei Winkeln stehend, sich vergebens nach einander zu sehnen scheinen.

Man darf aber nicht glauben, daß auf der Windspitze gar kein Luxus geherrscht habe. Nichts weniger, als dieses.

In dem Saale stand ein ostindischer Schrank, dessen unterer Theil aus drei langen Schubladen bestand,

die obere dagegen aus zwei Thüren, welche, wenn sie geöffnet wurden, eine Menge kleine Schubfächer erblicken ließen.

Der ganze Schrank war schwarz lackirt und mit vergoldeten Figuren geschmückt, welche Chinesen, Fische, Vögel und Bäume vorstellten.

Die Kinder wunderten sich allerdings oft, wie es kam, daß die Vögel unter dem Wasser herumflogen und daß die Chinesen Papageien unter den Wurzeln der Bäume anelten, aber der Schrank war einmal ein Luxusartikel, der noch heutzutage mit Stuckatur- und Mosaikarbeit, mit Saccaranda und Mahagony hätte wetteifern können.

Uebrigens standen in dem Vorzimmer zwei große blau und weiße Vasen von ostindischem Porzellan, ein aus getrockneten Rosenblättern und Lavendelknospen zubereitetes, sogenanntes „Potpourri“ enthaltend, und auf dem Spiegeltische sah man zwei Figuren, welche Japanesen vorstellten und bei der geringsten Bewegung im Zimmer zu nicken und ihre kahlen Köpfe zu zeigen begannen.

Wir müssen zugeben, daß alles Dies Luxus war.

So interessant aber unser Thema und diese Beschreibung auch gemacht werden könnte, so müssen wir gleichwohl hier abbrechen.

Der alte Deckman starb, und wenn auch die  
Windspize, dem Sturm und Wetter trogend, noch steht,  
so finden wir hier doch nicht mehr die reizenden Töchter  
Deckman's und eben so wenig den bewundernswürdigen  
chinesischen Schrank, denn die Zeiten ändern sich und  
Menschen und Dinge ändern sich mit ihnen.

## Zweites Kapitel.

### Die feine Welt.

Der Geldsack und der Bettelsack bleiben  
nicht hundert Jahr vor Einer Thür  
liegen.

§\*\*\*.

Wir versetzen uns jetzt in die Stadt Gothenburg. Diese war damals einige Jahr später als die, welche wir in dem ersten Kapitel überlebt haben, bei Weitem noch nicht das, was Gothenburg seitdem geworden und jetzt ist.

Ein großer Theil bestand damals aus hölzernen Häusern, und erst seitdem zwei bedeutende Feuerbrünste die Stadt verheert haben, sind die abgebrannten hölzernen Häuser durch steinerne ersetzt worden, welche nun der Zeit und der Einwirkung der Elemente besser trogen und überdies zu dem schönen Aussehen Gothenburgs viel beitragen.

Die Einwohner waren damals, wie jetzt, zum größten Theile Kaufleute und die Mehrzahl bestand aus rohen ungebildeten Menschen, Abenteurern und Millionairen, Arbeitern oder Armen. Die Erstgenannten wurden oder waren reich, von den Letztern hörte man niemals sprechen.

Einen sich wohlbefindenden Mittelstand gab es nicht; dafür sorgten schon die Reichen.

Die Lebensweise stimmte natürlich auch zu jener Zeit mit dem Bildungsgrade der Bevölkerung überein.

Wissenschaften, schöne Künste und Talente waren verachtet.

Nur das Gold erwarb Achtung und Bewunderung, aber wie und auf welche Weise man sich dieses Metall erworben — das kam niemals in Frage. Genug, daß man es besaß und der Besitzer war angesehen und geehrt.

Alles trachtete und strebte nach Gold, und der Glückliche, der dessen besaß, ward ein Mann von so und so viel Tonnen genannt, anstatt des jetzt in Residenzstädten moderneren Ausdruckes: Mit so und so viel Renten.

Das Jagden nach diesen Tonnen Gold hatte alles Verlangen nach edleren Vergnügungen oder geistigen Genüssen erstickt, und für einen jeden andern als einen

Gothenburger war das Leben in Gothenburg unerträglich.

Dieses ausschließliche Verlangen nach Reichthum ist stets die Quelle des Egoismus, und in der Stadt dachte man nur an sich selbst, besonders an sein Gold und versäumte darüber alles Andere.

In Gothenburg gab es damals kein Theater, kein Hotel, keine Restauration, keine Schule der Wissenschaft oder Kunst, keine Promenaden, kein Badehaus und keine Reitschule, und dennoch wohnten und lebten innerhalb der Thore dieser Stadt sehr viele Familien, die dreißig bis vierzig, ja sogar siebenzig Tonnen Gold besaßen.

Das einzige Vergnügen, die einzige Erholung, welche diese Goldtonnen sich gestatteten, waren Einladungen zu einander. Man lud sich ein zu Speise und Trank, und zu jener Zeit machte man in Gothenburg die große Erfindung des herrlichen und sufficienten Wortes Kalas, zu Deutsch Kränzchen, welches noch jetzt dort gebräuchlich ist, zum großen Vergnügen und Gelächter der gebildeteren, aber nur wenig zur Eifersucht oder Neid geneigten Bewohner von Stockholm.

Die Kränzchen wurden das Mittel der Gothenburger, die Leidenschaft der Gothenburger und das Unglück der Gothenburger.

Die Kränzchen wurden epidemisch, und wären die

Gothenburger damals schon so klug gewesen wie jetzt, so hätten sie in Zeiten einen Cordon um das erste Kränzchen gezogen und Quarantaineanstalten eingerichtet, um diese Krankheit eben so abzusperren, wie sie jetzt die Cholera absperren.

Die Alten sowohl wie die Jungen wurden von der Kränzchenkrankheit angesteckt und die Frauen bekamen ein neues Wechsel-, ein Kränzchenfieber, welches um so gefährlicher war, als es auch noch bis auf den heutigen Tag fort dauert.

So weit der zu der vorliegenden Erzählung abgesteckte Plan uns erlaubt, haben wir nun im Allgemeinen, wenn auch ganz oberflächlich die Stadt und ihre Bevölkerung geschildert und müssen nun den Leser mit einigen der Familien, welche damals die haute volée von Gothenburg ausmachten, näher bekannt machen.

Den ersten Platz nahm Herr John Bahl ein, Bahl und nicht blos deshalb, daß man ihn gewogen — die einzige sichere Art und Weise, einen Gothenburger zu schätzen — und ihn dabei als den schwersten erfunden, sondern auch aus dem Grunde, weil er der erste war, welcher Geschmack, Mode und die Gewohnheit an edleren Zerstreuungen und geistige Genüsse einführte, als die, welche vor ihm begehrt worden.

Herr John Bahl, ein schöner Greis von achtunggebietendem Aussehen, hatte sich einen colossalen Reich-

thum erworben. Er war nicht bloß der Rothschild von Gothenburg, sondern von ganz Schweden. Er war es, der beinahe ausschließlich das in Wermland und einem Theil von Nerike producirte schwedische Eisen ausführte, und eben so war auch er es, der den Preis desselben feststellte.

Die reichsten Fabrikherren waren seine Vasallen und Herr Bahl der Moloch von Gothenburg.

Wenn man damals einen Gothenburger in Bezug auf John Bahls Reichthum gefragt hätte, so würde die Antwort gelautet haben: Ewig und unvergänglich.

Bei allem diesem war gleichwohl der schon alte Herr Bahl im Umgange ein sehr humaner und vorzüglicher Mensch. Er that viel für das allgemeine Beste, ließ für die Obdachlosen kleine Wohnungen bauen und schenkte den Hungerigen Brot. Er machte eine Ausnahme unter den Goldtonnen, denn er setzte nicht bloß Werth auf das Gold und wußte es zusammenzuhäufen, sondern er verstand auch selbst es zu genießen und es zum Glück und Nutzen Anderer anzuwenden.

Seinem einzigen Sohne John Bahl junior flößte er Lust und Neigung für die schönen Künste ein, ja sogar für die Wissenschaften, und wir finden später in diesem Sohn nicht bloß einen Beschützer und Gönner der schönen Künste, sondern auch einen talentvollen Jünger derselben.

In der Stadt lag das große und prachtvolle Bahl'sche Haus, in dessen Mauern ein Theater zu finden war, dessen schönste Decorationen der junge Herr Bahl selbst gefertigt hatte, und der Landsitz Gullebo, der einige Meilen von Gothenburg lag und der Bahl'schen Familie gehörte, war mit einer fürstlichen Villa zu vergleichen und mit den werthvollsten Delgemälden, Bildhauerarbeiten und anderen Meisterwerken geschmückt.

*nu Hjellber*

*Gullebo*

Ausländische Künstler und eine ganze Schiffsladung kostbarer Gegenstände, wie Marmorstatuen, Porzellan und Krystallarbeiten waren zur Ausschmückung dieses kleinen Feenschlosses verschrieben worden.

Aber die Erziehung des jungen Herrn Bahl war vernachlässigt oder, richtiger gesagt, unrichtig geleitet worden. Der Sohn wußte nicht etwas zu erwerben und noch viel weniger das in Acht zu nehmen, was er besaß.

Der Vater dagegen besaß die große Schwachheit, selbst zu glauben, was Alle um ihn her äußerten, nämlich daß sein Reichthum niemals ein Ende nehmen könne, und ein intimer Freund des Hauses, Herr Doctor F\*\*\*, zu welchem der Hausherr ein unbeschränktes Vertrauen hatte, bestärkte ihn in dieser Ansicht und war vielleicht zum großen Theile die Ursache der verfehlten Richtung des Sohnes.

*Frank*

Wenn die andern Freunde des Alten ihm sagten,

der junge Herr John müsse die Buchhaltung, den Handel und was dazu gehört lernen, so antwortete er:

„Seht, mein Sohn braucht nichts zu lernen, mein Sohn ist reich.“

Der junge Herr John hatte an seinem Geburtstage ein Paar Pistolen zum Geschenk bekommen und sagte einmal, als er damit spielte, daß er nach einem Ziele schießen möchte.

„Thue das, mein Sohn,“ sagte der Alte.

„Aber dann muß ich sie erst laden,“ antwortete der Sohn, „und das kann ich nicht. Willst Du mir es vielleicht lehren, Papa?“

„Ach, mein Sohn, Du bist ja reich und kannst Andere laden lassen,“ war die Antwort.

Ein Bedienter ward gerufen, der das Nöthige besorgte. Nachdem dies geschehen war, sagte der Alte:

„Nun so schieß doch!“

Der Sohn sah seinen Vater an und wußte nicht, auf welchen Gegenstand er den Schuß richten sollte.

„Kannst Du den Kronleuchter treffen?“ fragte der Vater und zeigte nach der Decke des Saales.

„Ja!“

„Nun so thu' es, mein Sohn.“

Der Schuß fiel. Der Sohn ward wegen seiner

Geschicklichkeit gelobt und den Tag darauf ein neuer Kronleuchter gekauft.

Als der junge Herr John Bahl etwas älter war, sollte er eine Reise nach Paris und London machen. Er nahm den Weg über Lappland, Tornea, durch Finnland und Rußland nach Hamburg, denn er fürchtete sich vor dem Wasser und wollte nicht den Sund passiren.

Der Vater hatte zu diesem Umwege seine Zustimmung gegeben, indem er sagte:

„Mein lieber Sohn, thue wie Du willst; Du bist reich und kannst den Weg reisen.“

Nach London kam er niemals.

Auf dieser Reise durch Rußland begann der junge Herr Bahl sich den Bart wachsen zu lassen, womit er auch später nach Hause kam und nicht verfehlte, die Eingeborenen dadurch in Verwunderung zu setzen.

Schon damals lag in der Natur eines echten Gothenburgers die Eigenheit, daß einer von einer Reise in's Ausland nicht in seine Vaterstadt zurückkehren konnte, ohne sich auf eine oder die andere Weise auffällig zu machen.

Der junge Herr John kam, seit mehrern Monaten nicht rasirt, nach Schweden zurück und trug daher einen langen vollen Bart, der ihm den Spitznamen „Bartbahl“ verschaffte, denn ein Bart am Kinn war

damals eben so ungewöhnlich, wie jetzt ein Haarzopf im Nacken.

Ueberdies hatte Herr Bahl in Rußland Menschen gesehen, die sich nicht wuschen und er ahmte auch dies nach.

Ungeachtet alles Dieses aber, ungeachtet dieser verkehrten Erziehung, sah der alte Bahl in seinem Sohne den Mann, der einmal nach seinem Tode seine Firma, seinen Reichthum und den Vortritt in der haute volée auf eine Menge Nachkommen fortpflanzen sollte. Der Mensch denkt und Gott lenkt, und wir werden weiterhin sehen, wie die Sache sich machte.

Es gab ferner in Gothenburg noch einen zweiten Mann, der durch seine pecuniaire Stellung sich einen Platz unter den Auserwählten errungen hatte. Dieser Mann war Herr Niklas Ljörnberg. *Björnberg*

Herr Ljörnberg, ein kleiner einäugiger, netter Mann von geschmeidigem Aeußern, war nicht so reich wie Herr Bahl, aber sein Vermögen, welches er in Folge eines ihm bewilligten Monopols zum Branntweinbrennen erworben, hatte sich schnell und bedeutend gehäuft.

Ueberdies machte er sehr glückliche Geschäfte im Getreidehandel, kaufte auf, wenn die Preise niedrig standen, speicherte das Getreide auf, bis ein theureres Jahr kam und bestimmte dann den Preis dieses zum

Leben unentbehrlichen Artikels. Er spekulirte mit Einem Worte auf die Armen.

Herr Tjörnberg war einer der rohesten, ungebildetsten, brutalsten und eigennützigsten Menschen, welche die gute Stadt Gothenburg aufzuweisen hatte. Ohne Religion, ohne menschliche Gefühle für den Nächsten, behandelte er seine Untergebenen mit der unerbittlichsten und ungerechtesten Strenge, die Armen mit Grausamkeit und Alle ohne Ausnahme betrügerisch.

Seine Habgier und sein Geiz überstieg alle Grenzen, und jedes Wort, welches aus seinem Munde kam, war einer jener entsetzlichen Flüche, an welchen die schwedische Sprache so reich ist.

Dessen ungeachtet aber hatte er Zutritt in der feinsten Gesellschaft von Gothenburg und gehörte zur haute volée.

Dabei muß man aber den Gothenburgern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie ihn Alle haßten; die Armen verwünschten ihn. Die Sache ging so weit, daß der Pöbel einmal, als Herr Tjörnberg während eines Mißwachsjahres alle in der Provinz befindliche Getreidevorräthe an sich zu bringen gewußt hatte und die Preise in Folge dessen auf eine furchtbare Höhe stiegen, sich zu Tausenden vor der Börse versammelte, wo die feine Welt ihre Assemblée hatte. Dieser Volkshaufen verlangte drohend, daß Herr Tjörn-

berg seine Magazine öffnen und die Armen auf diese Weise vor dem Hungertode sichern solle.

Diese kleine Emeute ward später stets der Tjörnberg'sche Auflauf genannt und in den Annalen von Gothenburg war ein solcher Vorfall unerhört. Herr Tjörnberg konnte bei dieser Gelegenheit nur mit Mühe sein Leben retten, indem er über die Dächer der angrenzenden Häuser flüchtete.

Herr Tjörnberg aber war reich, gehörte zur vornehmen Welt und empfing den darauf folgenden Tag gleich einem Monarchen, auf welchen ein fehlgegangener Pistolenschuß abgefeuert worden, die Gratulationsbesuche seiner Mitbürger.

Seit mehrern Jahren Witwer, hatte er einen Sohn Namens Karl, der sein Augapfel war, seine Firma fortpflanzen und wie der Vater hoffte, das Ansehen und den Credit des Tjörnberg'schen Namens verewigen sollte.

Ueerdies hatte er noch zwei Töchter, Anna und Siken, welche er sehr liebte und eine dritte Tochter, die buckelig war, weshalb er sie haßte.

Sein Sohn Karl stand in genauer Verbindung mit einem gewissen Doktor S\*\*\*, und hatte einen starken Hang zum Hazardspiel; ueerdies unterhielt er auch eine junge Mamsell Siderberg, ein verführerisches, gefährliches Mädchen, wie die Frauen behaupteten.

Widerberg

Dies alles machte dem Alten Herrn Tjörnberg allerdings viel Kummer, aber er selbst konnte den Sohn nicht auf bessere Wege führen, denn nicht einmal dieser konnte seinen Vater lieben und achten. Der Alte tröstete sich jedoch, denn Doctor F\*\*\*, der ein sehr vernünftiger Mann war, behauptete, man müsse die Jugend austoben lassen, und dergleichen üble Angewohnheiten oder Leidenschaften verschwänden mit der Zeit von selbst.

Wir müssen nunmehr die Bekanntschaft einer dritten Familie machen, welche nicht in Folge ihres Reichthums, sondern wegen ihrer Geburt und ihres Namens ein selbstgeschriebenes Eintrittsbillet in die Gesellschaft erhalten hatte.

Solche Familien wurden auch gebildet, aber ohne die zwei genannten Eigenschaften, Geld oder Adel, war eine Vereinigung mit der vornehmen Welt fast unmöglich.

Baron Roskull, Inhaber des ersten Plazes bei dem Zollwesen, hatte allerdings ein gutes Einkommen theils an festem Gehalt, theils an Sporteln, aber doch war es nicht ausreichend, um ihm zu erlauben, auf demselben Fuße zu leben, wie die reichen Gothenburger, mit welchen er umging.

Der Herr Baron spielte gern hohe Spiele, besaß

*Roskull*

kostspielige Schwächen in Bezug auf das schöne Geschlecht und obendrein eine ziemlich starke Familie.

Seine Finanzen waren demzufolge in einem trostlosen Zustande, aber ein Edelmann von der echten Sorte braucht, besonders wenn er das Glück hat, Freiherr zu sein, sich vor einigen Tausend Reichthalern Schulden mehr oder weniger nicht zu fürchten.

Der Baron hoffte auf die Zukunft, er hoffte auf sein Genie und seine Intriguen, so wie er auch viel auf seine Kinder rechnete, vor allen auf die Fräuleins, die wirklich sehr hübsch und wie er selbst oft äußerte, nichts weniger als schüchtern waren.

Die Töchter Marianne und Constanze bestätigten auch in der That das Urtheil ihres Vaters, und da diese Damen in unserer Erzählung eine ziemlich pikante Rolle spielen werden, so dürfen wir auch nicht versäumen, sie dem Leser vorzustellen.

Die Reihe kommt zunächst an die Fagge'sche und Harras'sche Familie.

Wir haben schon früher erzählt, daß Herr Fagge mit der schönsten und liebenswürdigsten der Töchter des alten Deckman, nämlich mit Katharina vermählt war. Herr Fagge war, wie wir ebenfalls schon früher gesagt haben, reich. Seine liebenswürdige Gemahlin besaß das Kränzchenfieber im höchsten Grade und ihr größtes

Vergnügen war, eine zahlreiche Gesellschaft um sich versammelt zu sehen.

Man darf der jungen neuvermählten Frau diese ihre Schwachheit nicht verübeln, denn Herr Fagge war ein abgelebter Greis schon lange zuvor, ehe man ihn einen alten Mann nennen konnte. Sein Aussehen war abstoßend, denn die Nase war einmal von — Unglück heimgesucht worden.

Uebrigens gab es in dem Hause eine Haushälterin, von welcher der Hausherr sich nicht trennen wollte. Auf welche Weise diese, eine gewisse Mamsell Westpfahl, die kurz vor ihrem Eintritt in das Fagge'sche Haus noch Schauspielerin gewesen, so schnell alle in einem so großen Haushalt nöthigen Handgriffe und Künste sich hatte aneignen können, läßt sich nicht leicht erklären, gewiß aber ist, daß sie Herrn Fagge zufrieden zu stellen wußte und die junge Frau mußte sich bis auf Weiteres mit den Uebrigen trösten.

Es kam ein Sohn zur Welt, der Jakob genannt ward und seinem Vater sehr ähnlich war.

Das Fagge'sche Haus war das brillanteste und gastfreieste in Gothenburg, und kein Fremdling von Ansehen verließ jemals die Stadt, ohne zu Fagge's eingeladen worden zu sein und die angenehmste Erinnerung an diese Familie mit nach Hause zu nehmen.

Diese eleganten Soiréen, diese belebten Bälle und

splendiden Dieners lieferten den Beweis, daß die Ermahnung des alten Hans Jakob, immer aufzuwenden, so viel recht sei, von seiner Tochter Katharina nicht richtig verstanden worden war, denn sie nahm von Allem das Beste und weit mehr als nöthig war.

Das Harras'sche Haus, in welchem wir unsere frühere Bekannte, Mamsell Sophia Deckman als Wirthin wiederfinden, war auch ein glänzendes Haus, aber Frau Harras besaß nicht so viel Hang zu Vergnügungen und Zerstreungen, wie die Schwester Katharina. In dem Charakter der Frau Harras machte sich ein gewisser Ehrgeiz geltend, und obschon sie im täglichen Umgange keinen Stolz zeigte, so besaß sie gleichwohl dessen und war mit ihren Loose nicht zufrieden, ganz besonders nicht, daß sie weiter keinen Titel hatte und schlechtweg Frau Harras hieß.

Der Doctor F\*\*\* sagte immer: „Trösten Sie sich, meine liebe Frau Harras. Ce que femme veut, Dieu le veut,“ und Frau Harras glaubte dem Doktor F\*\*\*.

Eben so glücklich wie Herr Fagge, der in seinem Sohne Jakob einen Erben und künftigen Repräsentanten seines Namens hatte, besaß Herr Harras einen Sohn John, auf welchem seine Hoffnungen und väterlichen Augen mit freudigem Stolze ruheten.

Der damalige Landeshauptmann in Gothenburg, *Forselles* Herr Borselles, war natürlich schon seiner Stellung

zufolge zum Eintritt in die erste Gesellschaft berechtigt, überdies guter Freund im Fagge'schen Hause und machte der jungen Frau die Cour. Es schien auch, als ob sie dies nicht ungern sähe.

Es gehörten zu der vornehmen Welt von Gothenburg noch eine Menge andere Personen, deren Lebensbeschreibungen nicht ohne Interesse sein würden; theils aber spielen sie und ihre Nachkommen in dem Kreise und in den Scenen, die wir zu zeichnen beabsichtigen, eine sehr untergeordnete Rolle, theils verschwanden sie allzusehnell aus dieser Gesellschaft.

Wir wollen daher nur im Vorbeigehen und mit möglichster Kürze einige davon erwähnen.

Die Gröding'sche Familie. Der Stammvater J. P. Gröding hatte drei Söhne und mehrere Töchter. Ein höchst achtenswerthes Haus und eine liebenswürdige Familie. Erschien in den Kreisen der haute volée weniger oft.

Die Beter'sche Familie. Vater und Sohn, der letztere präsumtiver Erbe des bedeutenden Geschäfts, Credits und Reichthums. Mehrere Töchter.

Die Wohlfahrt'sche Familie. Der alte Herr Wohlfahrt hatte drei Söhne. Dieses Haus war eines der reichsten in der Stadt und hatte den ostindischen Handel in den Händen. Die Söhne besaßen in Folge dessen die glänzendsten Aussichten für die Zukunft.

Die feine Welt. I.

*Gröding*

*Peters*

Zahlgrun

Zahlgrun

Die Zahlgrun'sche Familie. Der Chef dieses Hauses, ein Millionair, hatte auf eigene Kosten ein Krankenhaus für die Armen der Stadt bauen lassen. Hatte einen Sohn und eine Tochter.

Akerman

Die Akerman'sche Familie. Auch eine der vermögendsten Familien und eins der solidesten Handlungshäuser. Zwei Söhne, welche sich dem Kaufmannsstande widmeten, versprachen der Firma eine Zukunft zu geben.

Wir erwähnen diese Familien blos, damit der Leser nicht ganz und gar ununterrichtet über ihre Namen und Verhältnisse sein möge, wenn wir später dem Gange der Ereignisse zufolge das Ende erzählen müssen, welches diese Familien nahmen, das heißt, die Schicksalswechsel und Unglücksfälle, welche reiche Erben trafen.

Es bleibt uns jedoch noch schließlich eine Person zu schildern übrig, welche in allen diesen Familien die unentbehrliche war — eine Person, die täglich und stündlich Zutritt in ihnen hatte und einen Einfluß besaß, welcher auf ihre Handlungen und ihr endliches Geschick die staunenswerthesten Wirkungen herbeiführte.

Das nächstfolgende Kapitel wird uns diesen Mann sowohl in seinem Wirkungskreise als in seinem Wirken zeigen; er begleitet Aeltern und Kinder auf ihrem ganzen Lebenslaufe und wird, wenn wir so etwas

von ihm sagen dürfen, der einzige Held in unserer Geschichte.

Bergebens würden wir versuchen, mit irgend einem Grade von Vollkommenheit diesen veränderlichen und unerklärlichen Charakter zu beschreiben; wir bitten daher den Leser, sich vor der Hand mit nachfolgender höchst oberflächlicher Schilderung zu begnügen und während des weiteren Verlaufes dieser Erzählung selbst seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Doctor F\*\*\* war eine sehr geheimnißvolle Person. Er stand in dem Alter, welches man weder jung noch alt nennt und wußte sein gutes Aussehen vortrefflich zu bewahren. Man hielt ihn für reich, aber wie und auf welche Weise er seinen Reichthum erworben, wußte Niemand. Er that viel Gutes und immer im Geheimen, aber er widersprach nicht, wenn man endlich dahinter kam und hörte sogar gern, daß man später davon redete.

Einen geschickteren Arzt als ihn hatte die Stadt niemals in ihren Mauern gehabt und man wendete sich daher stets an ihn, wenn die Gefahr am größten war und wenn alle übrigen Aerzte, ja sogar der Assessor Harlander, der sogenannte Todtendoctor, den Patienten aufgegeben hatte.

Einmal waren in Bezug auf den Doctor F\*\*\*

verschiedene wunderliche und böse Gerüchte in der Stadt in Umlauf.

Es ward nämlich behauptet, daß er, der zugegen gewesen, als die beiden Söhne des Bischofs Fingard geboren wurden, die kleinen neugeborenen Knaben nicht richtig behandelt habe und daß dieselben in Folge dessen mit einer gewissen unheilbaren Schwäche behaftet bleiben würden.

Die meisten Leute in Gothenburg glaubten an dieses Gerücht nicht, aber es ging auch noch ein anderes und weit schlimmeres um.

Mehrere Einwohner der Stadt hatten nämlich einmal den Doctor an seinem Fenster stehen und einen Levkojstock begießen sehen, während gerade die sogenannten Freimauerkinder auf der Straße in geordnetem Zuge an dem Hause vorbeigingen, in welchem der Doctor wohnte. Als die Kinder unter sein Fenster kamen, hatte man den Doctor, wie es schien mit Willen, an den Blumentopf stoßen sehen, welcher auf die Gasse herabstürzte und einen der armen kleinen Knaben auf der Stelle erschlug.

Der Doctor ward auch wirklich wegen dieses Vorfalles zur Verantwortung gezogen, aber obschon einerseits mehrere Zeugen vorhanden waren, die ihn in der Stadt gesehen hatten, so bezeugten doch auf der andern Seite die achtungswerthesten Männer, daß der Doctor an

demselben Tage und zu der Stunde, wo das Unglück passirte, nicht in Gothenburg, sondern in Saltholm — einer einige Meilen von der Stadt gelegenen Häringsfalzerei — gewesen war und daselbst mit eigener Lebensgefahr Herrn D. Deckman vom Ertrinken gerettet hatte.

Das Gerücht verstummte daher allmählig, aber der eigentliche Zusammenhang ward niemals erklärt.

Wir haben schon vorhin gesagt, daß Doctor F\*\*\* in allen Familien gesehen ward; daß er auch immer willkommen gewesen wäre, wollen wir nicht behaupten; aber er war so wunderlich und man konnte ihn nicht abweisen, noch viel weniger wagte man, ihn sich zum Feinde zu machen.

Für Kinder schien er sich am meisten zu interessiren und sie waren ihm alle mit Unhänglichkeit zugethan; den Knaben aber sah man ihn niemals so herzlich schmeicheln, wie er es mit den Mädchen that. Die alten Leute hatten große Achtung vor F\*\*\* und fragten allemal ihn zuerst um Rath, wenn in Folge eines wichtigen Ereignisses ein Rathgeber nöthig ward. Niemals hatte man auch gehört, daß der Doctor ein anvertrautes Geheimniß gemißbraucht hätte und man nahm daher keinen Anstand, ihm Alles mitzutheilen, so wie die delikatesten Angelegenheiten, Absichten und Beschlüsse seiner Entscheidung anheim zu geben.

Mit den Kindern spielte er, als ob er selbst ein

Kind wäre und gleichwohl herrschte während des Spieles in seinem ganzen Wesen der strengste Ernst. Den alten Leuten ertheilte er, wie gesagt, Rath, dann aber nahm seine Physiognomie einen Ausdruck an, der an Lächeln oder Scherz grenzte. Das war allerdings wunderbarlich.

Wir könnten noch viel mehr über diesen merkwürdigen Mann sagen, aber da wir ihm im weiteren Verlaufe unserer Erzählung so oft wiederbegegnen werden, so ziehen wir es vor, hier mit dieser Personenbeschreibung abzubrechen.

Uebrigens lebt er noch jetzt, wo wir dies schreiben und ist einer unserer Mitarbeiter oder richtiger gesagt die Quelle, aus welcher wir diese Aufzeichnungen schöpfen.

Wir wagen daher nicht, im Allgemeinen und bis auf Weiteres mehr über ihn mitzutheilen, als er selbst uns erlaubt.

---

## Drittes Kapitel.

---

### Allerhand Fremdlinge.

Ein Prophet gilt nirgends weniger, als  
in seinem Vaterlande.

Neues Testament.

Es kamen auch nach und nach einige reisende Fremdlinge nach Gothenburg und ließen sich daselbst nieder.

Ihr Leben, ihre Handlungen und ihre Verhältnisse griffen so mächtig in den Gang der Ereignisse und in das Schicksal der einheimischen Familien ein, daß wir genöthigt sind, den Leser mit den Namen dieser Personen ebenfalls im Voraus bekannt zu machen.

Sie waren alle bei ihrem Eintritt in diese Gesellschaft unbedeutende, man kann sagen, unbekannte und obscure Menschen und hatten, wie man sich damals über sie ausdrückte, keinen rothen Heller in der Tasche.

Aber der biblische Ausspruch: „Die Letzten sollen die Ersten sein und die Ersten sollen die Letzten sein,“

schien sowohl auf diese als auf alle andere in unserer Erzählung genannte Personen Anwendung zu leiden.

*Berneggi*  
Wir wollen nun zuerst von diesen angelangten Reisenden Herrn D. Tarnegi nennen, der aus England ankam und sehr bald auf dem Bahl'schen Comptoir eine Buchhalterstelle erhielt. Er war ein großer, starker, dicker Mann von sehr aufrechter, gerader Haltung und trug eine Lockenperücke.

*James  
Tickson*

Herr Tickson, der zweite Fremdling, war aus Schottland abgereist, ohne vollständigen Abschied zu nehmen. Er kam in Gothenburg auf einem englischen Schiffe an, auf dessen Flagge mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Hony soit qui mal y pense,“ und das war gar nicht dumm, wiewohl es wenig Eindruck auf Alle machte, welche die Verhältnisse genauer kannten.

Herr Tickson brachte eine gerettete Summe von circa hundert Pfund Sterling mit und begann in Gothenburg einen kleinen Handel mit Bombassin — einem Kleiderstoffe, den man jetzt Orleans oder Tibet nennt. Später unternahm er einige kleine Geschäfte im Bretterhandel und wartete auf bessere Zeit und Gelegenheit, um womöglich Bauholzlieferungen für die Krone zu bekommen.

Herr Tickson, ein großer Mann mit langem,

schwarzem Lockenhaar, war ein eben so schöner Mann, wie Herr Larnegi ein häßlicher.

Ein Bruder des Herrn Dickson ließ sich später auch in unserer Stadt nieder. Dieser trug einen großen Schnurbart, hatte keine Zähne mehr, eine aufgestülpte Nase und hinkte auf dem rechten Beine.

Zur bessern Unterscheidung der beiden Brüder wollen wir den zuerst genannten James und den letzteren Robert nennen.

Ferner langte aus Deutschland ein Herr Pillerding an, Bäckers Sohn, Zuckersiedeknecht oder so etwas Aehnliches — dies war seine Herkunft und sein Handwerk. Herr Pillerding war eben so widerlich, wie der Anfang seines Namens und man verzog unwillkürlich das Gesicht, wenn man dieses hagere, bleiche, bockennarbige Antlitz mit den eingefallenen Wangen erblickte.

Ein gewisser Herr Tauche importirte sich ebenfalls aus Deutschland.

Endlich kam auch noch ein Herr Lang, ein blonder Mann mit hellbraunen Augen und schöner weißer Hautfarbe. Uebrigens war er ein räthselhafter Mensch, den man am besten mit einem der Pariser Mouchards de la haute police oder einem Wiener Spigler vergleichen kann. Dabei war er gewandt, geschmeidig, artig, lebhaft und zudringlich. Er ward auf dem Harras'schen Comptoir engagirt.

*Pillerding*

Dies waren die zu jener Zeit angelangten Fremdlinge, welche mehr oder weniger oft im Laufe unserer Erzählung zum Vorschein kommen und die so zu sagen ihre Nasen tief in die Crème oder feine Welt von Gothenburg steckten.

Es war allerdings für einige derselben im Anfange nicht so leicht, in dieser für sie fremden Stadt Glück zu machen, obschon die meisten mit Empfehlungsbriefen versehen waren und überdies auch kleine Summen zur Anlegung eines kleinen Handels oder zur Bestreitung ihrer ersten Bedürfnisse mitbrachten. Diejenigen aber, die nicht mit Hilfe ihrer eigenen Mittel und Anstrengungen eine Existenz gewinnen konnten, wurden glücklicherweise von unserm im vorigen Kapitel erwähnten Doctor unterstützt, denn dieser zeigte sich stets gut und hilfreich gegen Alle, die sich ihm anvertrauten und um seine Unterstützung baten.

Sie kamen, wie wir schon erwähnt haben, nicht alle zu einer und derselben Zeit nach Gothenburg, aber wir haben uns veranlaßt gesehen, den Leser gleich auf einmal und in einem und demselben Kapitel mit diesen Individuen bekannt zu machen, damit wir in dem spätern Theile unserer Arbeit nicht gezwungen sind, Biographien zu schreiben, anstatt Ereignisse, oder diese zwei verschiedenen Arten von Zeichnungen mit einander zu vermischen.

Aber bald hätten wir vergessen, Herrn Filow zu erwähnen, der seine Reise von Hamburg in einem Tabaksfasse antrat. Nicht als ob Diligencen und Postwagen damals auf deutschem Boden nicht zu haben gewesen wären, sondern aus dem Grunde, weil Herr Filow auf diese Weise und unter der Signatur „Tabak“ für seine Person zollfrei durch das Thor schlüpfte. Den frühern Inhalt des Fasses ließ er seinen Gläubigern zurück, die auf diese Weise ihre Forderungen auffchnupfen konnten.

Herr Filow, ein kleiner, dünner, unansehnlicher, zur Schwindsucht geneigter Mann, brachte ebenfalls einiges Geld mit nach Gothenburg, legte eine Zuckersiederei an, verheirathete sich, lebte sogleich auf großem Fuße, gab brillante Abendgesellschaften, das heißt, Kränzchen, und ward natürlich ohne weitere Schwierigkeit unter die Crème von Gothenburg aufgenommen.

Unsere Gothenburger verstanden nämlich das Sprichwort: „Gold ist nichts als Staub,“ auf die Weise, daß das Gold der Staub sei, womit man Alles begräbt und zudeckt, was nicht angenehm oder nicht vortheilhaft zu wissen oder zu erwähnen ist.

So dachte man damals in Gothenburg; denkt man nicht auch jetzt noch so?

## Viertes Kapitel.

### Avant et après la lettre.

„Be she fairer than the day  
Or the flowery meads in May;  
If she is not so for me,  
What care I how fair she be.“  
George Withers.

„Hochwohlgeborener Herr Baron Roskull!

„Göthenburg.

„Im Auftrage des Herrn John Bahl habe ich hiermit die Ehre Reichsthaler Viertausend (Rthlr. 4000) in schwedischen Banktransportzetteln zu übersenden und bitte dabei gehorsamst den Herrn Baron, die Gnade zu haben, gelegentlich oder im Vorbeigehen an mich oder an Herrn F. Bamberg persönlich eine Quittung des Inhalts abzugeben, daß ich für Rechnung des Herrn J. Bahl den obenbemeldeten Betrag an den hochwohlgeborenen Herrn Baron ausgezahlt habe.

„Es ist dem Herrn Baron bekannt, daß Herr J.

Lambert

Bahl sich nicht gern mit Geschäftsangelegenheiten befaßt, weshalb ich auch den Wunsch ausgesprochen habe, daß diese kleinen Formalitäten entre nous geordnet werden möchten.

„Herr Bahl bittet mich, Ihnen seinen freundschaftlichen Besuch auf heute Nachmittag fünf Uhr anzumelden.

„Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung

„des hochwohlgeborenen Herrn Barons

„gehorsamster Diener

„D. Tarnegi.“

„Innigstgeliebte Constanze!

„In diesem Augenblicke schreit unser Papagei von seinem Pulte: „He, Mister Frederik, wollen in einer halben Stunde zu Mister Roskull gehen, um ihm einen Brief von mir zu überbringen?“ Wie? — und ich eile, an Dich, meine geliebte Constanze, die nachstehenden Zeilen zu schreiben, in der Hoffnung, daß Du wie gewöhnlich vor dem Fensterspiegel sitzt, mich kommen siehst und selbst die Thür des Vorzimmers öffnest, wo ich Dir dann meinen Brief überreichen kann. Ich will Dich im Voraus darauf vorbereiten, daß heute Nachmittag um fünf Uhr Euch der Besuch des lieben Bartbahl bevorsteht, der vor einigen Augenblicken dem Papagei auftrug, an

Deinen Vater zu schreiben und ihm seinen Besuch zu melden.

„Arme Constanze, Du weißt, was das bedeutet und ich fürchte, daß wir nur allzusehr dem Gipfelpunkte unsers widrigen Geschickes nähern. Dein Vater wird wahrscheinlich Alles aufbieten, um Dich zu überreden, in diese Partie zu willigen und wenn weder Ermahnungen noch Drohungen etwas helfen sollten, so wird man nicht versäumen, Bitten anzuwenden, weil man weiß, wie gut und leicht zu rühren Dein Herz ist.

„Wie unendlich unglücklich bin ich jetzt! Und wie glücklich war ich dagegen gestern Abend, als wir auf dem Börsenballe einander die Hände drückten! Es ist wohl wahr, daß ich einen Augenblick lang auf den schönen Lieutenant Jorth entsetzlich eifersüchtig war, aber ich hörte im Vorbeigehen seinen Schwager D. Deckman zu Herrn Tjörnberg sagen, daß Calle Jorth nächste Woche mit seinem Regimente nach Deutschland marschiren würde; da ward ich wieder ruhig und als Du endlich bei der letzten Quadrille mit so zärtlich zuflüsterst: Gute Nacht, mein geliebter Frederik, da hatte mein Glück und mein Stolz den höchsten Grad erreicht. Ich, ein armer Comptoirist in Herrn Bahls Dienste, werde von dem schönsten und geistreichsten Mädchen geliebt,

welches die Stadt jemals besessen! Himmel, ein solches Glück macht mich schwindeln!

„Gestern aber war einmal mein guter Tag und der heutige einer der Unglückstage meines Lebens. Ich vermuthe und Vieles deutet darauf hin, daß Deine Partie mit Herrn Bahl beschlossen ist. Ich weiß, daß Du Alles gethan hast, um dies zu verhindern, aber ich weiß auch, daß Deine Macht und Dein Wille endlich wird nachgeben müssen.

„Wohlan, für diesen Fall habe ich meinen Entschluß gefaßt und an demselben Tage, wo Du John Bahls Frau wirst, soll man mich nicht mehr unter der Zahl der Lebenden finden.

„Weine nicht, geliebte Constanze, sondern bedenke, was Du so oft zur Harfe gesungen hast:

Wir sehen uns wieder in einer Welt,  
Wo dem Auge nie eine Thräne entfällt!

„Dein

„ewigtreuer, aber sehr unglücklicher  
„Frederik Hamm.“

Nachdem Herr Bamberg den ersten der vorstehenden mitgetheilten Briefe fertig geschrieben hatte (denn Herr Tarnegi war in der schwedischen Sprache noch nicht genug bewandert, um einen Brief in derselben schreiben zu können), so ward er von Herrn Tarneg

unterzeichnet und dieser rief wieder sein gewöhnliches: He! und schickte Herrn Frederik mit dem Briefe zu dem Baron Roskull.

Natürlich vergaß Frederik nicht, auch seinen eigenen Brief an Constanzen mitzunehmen.

Wir versehen uns nun von dem Bahl'schen Comptoir in das Haus des Barons Roskull.

Am Abend nachdem Bahl sich wieder entfernt hatte, ward Constanze in das Zimmer ihres Vaters heruntergerufen und dieser suchte auf alle Art und Weise, im Guten und im Bösen, sie zu überreden, auf die in Frage besangene Partie einzugehen; aber weder Bitten noch Drohungen vermochten das Mädchen zu bewegen, ihre Einwilligung hierzu zu geben.

Baron Roskull war kein böser Mensch, auch kein harter Vater, aber er war leichtsinnig und seine Finanzen waren zerrüttet. Er liebte alle seine Kinder zärtlich und war nur allzuoft zu nachsichtig gegen sie; aber die jetzt in Aussicht stehende Verbindung seiner Tochter mit dem reichen Bahl war so verführerisch und so sehr von ihm selbst schon längst herbeigewünscht, daß er wirklich bei erneueter und bestimmter Weigerung alle Rücksichten aus den Augen setzte und das Mädchen hart behandelte.

„Als sie endlich dem Vater antwortete, daß sie bei erster Gelegenheit sich in den Wallgraben stürzen

würde, ging er zornig aus ihrem Zimmer hinaus und schloß sie in demselben ein.

Später am Abend versammelte sich die Familie in der obern Etage und alle in Gothenburg anwesenden Mitglieder des Roskull'schen Hauses hielten großen Rath. Constanzens Geschwister, die Brüder Anders, Ulrich und Gustav waren zufällig alle zu Hause, denn es war um die Weihnachtszeit und die Schwester Mariane war ebenfalls in der Stadt anwesend.

Der Doctor F\*\*\* stellte sich der Einladung des Herrn Barons zufolge ebenfalls ein. Der Baron hatte ihn theils deshalb rufen lassen, weil der Doctor immer einen guten Ausweg in Bereitschaft hatte, theils weil man glaubte, daß er, der erst kürzlich in einer schweren und gefährlichen Krankheit Constanzens Leben gerettet und ihr ganzes Vertrauen besaß, besser als irgend Jemand sie würde bereden können, auf die Wünsche ihres Vaters und der Familie einzugehen.

Uebrigens war auch eine gewisse Mamsell Nancy bei dieser Versammlung zugegen und von dieser konnte Constanze vielleicht mehr als von einem der Andern Hilfe und Beistand in dem harten Kampfe zu erhalten hoffen, welcher jetzt bevorstand.

Mamsell Nancy war mit Roskull's nicht verwandt, aber sie war mit der Familie innig befreundet, beinahe täglicher Gast in derselben und ein wahres Be-

dürfniß für Alle. Des Nachmittags kam sie in der Dämmerung und erzählte die Stadtneuigkeiten, schenkte dem gnädigen Herrn Baron den Kaffee ein, spielte mit den Fräuleins Lotto und richtete zuweilen kleine delikate Aufträge für die gnädige Frau aus, wenn einmal in der Wirthschaftskasse das Geld fehlte und dagegen sich in den Schubläden alte Shawls in Ueberfluß vorfanden.

Tante Nancy kannte die Wünsche, Bedürfnisse und Bekümmernisse sämmtlicher Kinder viel eher, als Papa und Mamma etwas davon erfuhren, ja, ihr wurden von den Kindern oft Geheimnisse mitgetheilt, welche die Eltern nicht einmal ahnten. Tante Nancy war auf diese Weise auch von Constanzens Liebe zu Frederik nicht ununterrichtet, ja noch mehr, sie hatte schon kleine Zusammenkünfte in der Allee oder beim Ausgange der Kirche begünstigt, denn sie war im Ganzen genommen viel zu gut und zu schwach, um jemals etwas abschlagen zu können, um was man sie bat.

Nachdem man im Familienkreise übereingekommen war, wie und auf welche Weise man die kleine Eigensinnige — wie der Baron seine Tochter Constanze nannte — zu überreden suchen sollte, ward sie in das Zimmer der Eltern heraufgerufen und von Tante Nancy abgeholt, welche Auftrag erhalten, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Constanze trat ziemlich ruhig ein und biß sich auf die kleinen rothen Lippen, was auf ihren Wangen eine Röthe erzeugte, schöner als die des Zorns, aber nicht so schön wie die der Schüchternheit. Constanze war aber stets und auch während aller Gemüthsbewegungen schön. Sie blieb dies auch bei allen Zeit- und Glückswechseln, was noch weit seltener ist.

Der Vater redete sie zuerst an, indem er sagte:

„Mein Kind! Du weißt schon im Voraus, was Dein Vater Dir sagen will, um was Dein Vater heute seine z. i.ther stets gehorsame und gute Constanze bitten will, denn ich habe schon oft, unglücklicher Weise aber immer vergebens, Dir meine Wünsche in dieser Beziehung mitgetheilt. Etwas jedoch, was ich Dir noch niemals vorhergesagt, will ich Dir jetzt anvertrauen und ich hoffe, daß Du mir dann nicht mehr widersprechen wirst.“

Der Baron machte eine kurze Pause und fuhr dann fort:

„Du siehst, Constanze, hier Deinen Vater, Deine Mutter und Deine Geschwister um Dich versammelt.

„Wohlan, wir werden Alle binnen Kurzem an den Bettelstab gebracht sein, dafern Du in Deinem Eigensinne dabei beharrst, den vortheilhaften Antrag zurückzuweisen, den Herr Bahl der Familie und Dir gemacht hat. — Ich habe nämlich, um Dich und Deine Ge-

schwister ernähren und erziehen zu können, mehr Aufwand machen müssen, als meine Einkünfte erlauben und geliebte Constanze, wir stehen jetzt Alle am Rande des Abgrunds, wir Alle werden bald kein Brot mehr haben und uns in dem äußersten Elend befinden. Du allein kannst uns retten; gib Deinem Vater Dein Ja und empfang von uns unsern Dank, unsre Liebe und überdies meinen väterlichen Segen, der Dir Glück bringen und Dich auf Deiner ganzen Lebensbahn begleiten wird.“

Constanze gab keine Antwort, aber die Thränen rollten ihre Wangen herab. Sie öffnete ihren kleinen Mund, daß das Licht in den schönsten Zähnen spiegeln konnte, die vielleicht jemals geformt worden; sie athmete mit Mühe.

Endlich richtete sie ihre bittenden, in Thränen schwimmenden Augen auf Doctor F\*\*\*.

„Mein Kind,“ begann dieser — er nannte alle Mädchen in Gothenburg seine Kinder, die Knaben dagegen blos beim Vornamen, — „mein Kind, Dein Entschluß ist jetzt eine Nothwendigkeit, die Folgen davon stehen in Gottes Hand, aber ich zweifle, daß Du Deinem Vater wirst abschlagen können, um was er Dich jetzt bittet.“

Endlich sagte Constanze mit bebender Stimme: „Tante Nancy mag für mich sprechen.“

Dies waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte.

Aber Tante Nancy schien keine Lust zu haben, als Rednerin aufzutreten, sondern fand es viel einfacher, den alten Baron durch einen Wink nach einem entlegenen Theil des Zimmers zu rufen, wo sie mit ihm eine mehrere Minuten dauernde Unterredung pflog.

Man sah deutlich, daß sie dem Baron eine höchst wichtige Neuigkeit mittheilte.

Auf einmal ließ er Tante Nancy allein auf dem Plaze stehen, stellte sich vor Constanzen und rief:

„Ha, ha, ha, ha! Du liebst also Frederik Hamm, meine kleine Constanze? Warum hast Du mir das nicht eher gesagt? Das ist ja gar kein Hinderniß; ich habe auch nichts dagegen und meinerwegen kannst Du ihn lieben, so lange Du willst. Na, das muß ich in der That sagen: Das ist charmant! Das ist surprenant! Niemand hätte ich geglaubt, daß Jemand in meiner Familie, daß eine Freiherrin Roskull so einseitige Ideen haben könnte, am allerwenigsten Du, die Du doch sonst fürwahr nicht so albern bist, meine kleine Constanze. — Aber wenn es weiter nichts ist, so bin ich zufrieden gestellt und die Sache ist abgemacht. Das Uebrige kommt von selbst. C'est convenu! Fahre fort, meine liebe Constanze, Dein.n Frederik zu lieben, aber sei deswegen nicht kindisch, sondern verheiratete

Dich mit Bahl; das Eine hindert ja nicht das Andere.“

Und nun ward das Mädchen von allen übrigen Mitglieðern der Familie bestürmt und überredet, versteht sich, auf die schonendste Art und Weise, welche dieses delikate Thema zuließ.

Herr Doctor F\*\*\* schückte einen Krankenbesuch vor und entfernte sich.

Constanze riß sich los, warf sich in Nancy's Arme und ward von ihr auf ihr Zimmer geführt.

Hier angekommen, ging sie erst einige Mal auf und ab, blieb dann vor Nancy stehen und sagte in befehlendem Tone:

„Ich will sogleich mit Frederik sprechen!“

Hierauf ließ sie die Stimme sinken und setzte hinzu:

„Meine gute liebe Tante Nancy, lauf doch geschwinde nach dem Comptoir, laß Frederik heraussufen, und führe ihn sogleich zu mir herauf.“

Tante Nancy war der Meinung, das arme Mädchen habe so viel gelitten, daß man ihr diesen Wunsch nicht abschlagen dürfe, sie warf daher ihren Mantel um und eilte mit schnellen Schritten nach Bahl's Comptoir.

Constanzens war diesen Abend ein Licht aufgegangen. War es ein Irrlicht? Genug, sie folgte ihm während ihres ganzen künftigen Lebens.

Tante Nancy kam sehr bald wieder und brachte den erwarteten Frederik Hamm mit.

Inzwischen ist vielleicht der rechte Ort, uns ein wenig mit diesem uns noch unbekanntem Herrn Frederik zu unterhalten, während er sich in Nancy's Weisem mit Constanzen unterhält.

Herr Frederik Hamm stammte aus einer guten, aber jetzt verarmten Familie. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und die Leichtigkeit, womit er Alles, wozu er Lust hatte, auffaßte und lernte, machte ihn in Verbindung mit seiner großen Wißbegierde und einer tüchtigen Portion Eitelkeit, bald zu einem der angenehmsten, gewandtesten und gebildetsten Jünglinge der Stadt. Er tanzte und sang ausgezeichnet schön, spielte vortrefflich Violine, verstand eine lebhaft, pikante Conversation zu führen, war obendrein noch ein sehr hübscher, wohlgewachsener junger Mann und mit Einem Worte ganz das, was die jungen Damen einen „ausgezeichneten Courmacher“ zu nennen pflegen.

Da er selbst kein Vermögen besaß, so wäre es eine Thorheit von ihm gewesen, ernstlich an eine Heirath mit dem ebenfalls armen Fräulein Roskull zu denken. Gerade aus diesem Grunde dachte er nicht ausschließlich an die Sache selbst, aber dagegen um so mehr an das Mädchen und liebte sie, wie ein Jüngling in Schweden mit zwanzig Jahren liebt, das heißt, wie

ein Jüngling im südlichen Europa liebt, der kaum das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hat.

Gerade in diesen Jahren ist die Liebe eine unerklärliche Leidenschaft und der Mensch kann dann wirklich einen Selbstmord aus Liebe beschließen und auch zur Ausführung bringen. Später wo man anfängt zu verstehen, was die Liebe ist und wo man sie eigentlich zu suchen hat, begeht man keine solchen Thorheiten mehr. Gewisse unbegreifliche Naturen machen indeß eine Ausnahme von dieser Regel; sie werden von Andern Narren genannt, sind aber gleichwohl in der Wirklichkeit die glücklicheren.

Wir sehen jetzt Herrn Frederik, der das Roskull'sche Haus verläßt und sich wieder auf das Comptoir begiebt, wo man noch arbeitet, denn es war Posttag und damals konnten die ausländischen Briefe bis zehn Uhr Abends aufgegeben werden.

Ein gewisser Stolz hatte sich auf der Stirn unsers jungen Helden gelagert und ein hochmüthiger Zug über dem Munde folgte dem mitleidsvollen Blicke, den er in das an das Comptoir stoßende Zimmer des sogenannten Bartbahl hineinwarf. In seinem ganzen Wesen war eine Veränderung vorgegangen; er war zerstreut.

Den Tag darauf ward Herrn Bahl's Verlobung

mit Fräulein Roskull bekannt gemacht und auch der zur Vermählung festgesetzte Tag nähete heran.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie schnell ein junges Mädchen, oft kaum den Kinderjahren entwachsen, zur Frau übergeht. Wir meinen, wie leicht und vollkommen sie in ihrem Aeußern, in ihrem ganzen Wesen und Sein aus dem schüchternen Kinde in das freie, unabhängige Weib umgewandelt wird.

Man kann dieses Phänomen mit der Entwicklung der unter dem Namen *Convolvulus tricolor* bekannten Blume vergleichen, welche bei dem Untergang der Sonne nur eine geschlossene Knospe zeigt und bei dem ersten Sonnenblick des andern Tages schon eine vollkommen entwickelte Blume ist.

Allerdings ist sie den Abend darauf todt und verwelkt, aber Alles was gut lebt, lebt ja auch geschwind.

Bei Constanzen war eine Veränderung schon von dem Augenblicke an sichtbar, wo ihr Vater ihr seinen Segen zu ihrer Liebe für Frederik gab.

Wir wollen die Monate überspringen, welche von dem verlobten Paare in den Kränzchen und Gesellschaften sämmtlicher reichen Familien zugebracht wurden. Wir wollen blos sagen, daß wir von einem unbehaglichen Gefühl befallen wurden, als wir einmal der jungen, schönen, feinen, eleganten Constanze begegneten, als sie mit dem in seinem ganzen Aeußern so vernachlässig-

ten, im höchsten Grade unsaubern und durch seinen langen ungekämmtten Bart widerlich gemachten Herrn Bahl auf der großen Hafenstraße spazieren ging. Constanze wich aber dergleichen Promenaden so viel als möglich aus.

Bei dem alten Baron dagegen und in seiner Familie herrschte nichts als Freude. Der Bräutigam hatte der Braut eine Brautgabe versprochen, die ihr am Hochzeitsabend selbst in einem versiegelten Briefe zugestellt werden sollte und deren Werth Herr Lanegren nicht vergessen hatte, im Voraus auszulaudern, wobei er hinzu setzte, es sei ein Glück, daß das Bahl'sche Haus nicht ruiniert werden könne, denn sonst geschähe dies durch den Herrn John ganz gewiß.

Der Herr Baron rieb sich die Hände, als er dies hörte und rechnete auf das gute Herz seiner Tochter.

Der Hochzeitstag kam und wir finden die Braut wieder in ihrem Zimmer, wo sie die bereits erwähnte Zusammenkunft mit Frederik in Nancy's Beisein gehabt hatte.

Nancy ist auch jetzt wieder bei ihr und hilft ihr bei der Toilette. Sie scheinen Beide aufgereggt und voreingenommen zu sein.

„Meine gute liebe Constanze,“ sagte Nancy, indem sie ein Schnürloch, in dem Corset suchte, „Du

Kannst heute unmöglich Frederik empfangen, das geht durchaus nicht an.“

„D warum nicht, wenn ich fragen darf? Ich habe es ihm ja versprochen und Du gingst gestern selbst darauf ein. Du weißt übrigens, Tante, daß er jeden Augenblick kommen kann und wie sollte ich den armen und ücklichen Knaben abweisen können!“

„Meine gute Constanze, gestern gab ich allerdings nach, weil Du drohtest, auf die Frage des Pastors mit Nein anstatt mit Ja zu antworten, aber gestern hatte ich doch noch die Hoffnung, heute Deinen Wunsch ändern zu können.“

„Was ich einmal gesagt habe, dabei bleibt es und ich hoffe, Tante Nancy, Du wirst nicht vergessen, daß Du mir auch versprachst, mich ungestört und mit Frederik unter vier Augen sprechen zu lassen.“

„Allerdings habe ich Dir das auch versprochen, meine kleine Constanze, aber findest Du nicht selbst, daß es höchst unpassend wäre, besonders heute?“

Auf diese und alle andere passende Art und Weise suchte Nancy die für diesen Abend zwischen Frederik und Constanze verabredete Zusammenkunft zu hinterreiben, aber es gelang ihr nicht und endlich sagte die letztere in bestimmtem und befehlendem Tone:

„Tante Nancy! Ich will nichts mehr davon hören, ich habe einmal nachgegeben und hoffe, daß ich

damit genug gethan habe. Jetzt will ich, daß auch mein Wille ausgeführt werde, sonst — — “

Tante Nancy, die schon um ihrer selbst willen Grund genug hatte, sich nicht mit der binnen einigen Stunden werdenden reichen Freiherrin Wahl zu verurtheilen, widersprach nun weiter nicht mehr.

In diesem Augenblicke oder kurz darauf pochte es an die Thür.

Constanze warf einen Shawl über ihre Schultern. Frederik trat ein und Nancy ging, indem sie sagte: „Wenn Du mich brauchst, so klingele nur.“ — — — — —

Frederik hatte eine ganze Stunde bei Constanzen zugebracht, bevor Nancy durch die Klingel gerufen ward und wir wollen diese Zwischenzeit

Avant la lettre

nennen.

Als Nancy eintrat, fand sie das Licht angezündet und Constanzen vor dem Spiegel.

Frederik hatte das Haus verlassen.

„Du mußt Dich beeilen, liebe Constanze,“ sagte Nancy, „in einer Stunde kommen die Gäste und Du bist noch nicht angekleidet. Deine Schwester ist schon fertig.“

„So bitte Mariannen, daß sie komme und uns

helfe," antwortete Constanze, die eine gewisse Unordnung bemerkte, welche sie vor Tante Nancy zu verbergen wünscht; weshalb sie diesen Vorwand gebrauchte, sie zu entfernen.

Als Nancy mit Mariannen zurückkehrte, fanden sie die Thür von innen verriegelt, nach kurzem Warten aber öffnete Constanze und ließ sie ein.

Die nächsten Verwandten von Herrn Bahl sowohl, als von den Roskull's waren einige Stunden später in dem Saale versammelt. Herr Bahl und Constanze wurden von zwei verschiedenen Seiten eingeführt und Bischof Fingard vollzog die Trauung.

Ungefähr eine halbe Stunde nach dem feierlichen Akt trat Herr Bahl mit seiner jungen Freiherrin zu dem Baron Roskull, der im Divan saß, aber aufstand und ihnen entgegen ging. Herr Bahl zog einen versiegelten Brief aus seiner Tasche, gab ihn seiner jungen Gemahlin und sagte:

„Meine geliebte Constanze, ehe ich Dich als meine Gattin heimführe, bitte ich Dich, in Deines Vaters Weisheit von mir die gewöhnliche Brautgabe zu empfangen.“

Baron Roskull sagte:

„Mögest Du recht glücklich werden, mein Kind!“  
Constanze warf sich, als ihr Vater dies gesagt,

weinend in seine Arme und schob ihm dabei sehr geschickt den so eben erhaltenen Brief in die Westen:asche.

Nach dem Souper, welches glänzend war und lange dauerte, aber oft dadurch unterbrochen ward, daß die Neuvermählten nach der abgeschmacktesten Sitte des Landes sich genöthigt sahen, von der Tafel aufzustehen und an der geöffneten Saalthür sich dem auf der Treppe und im Vorhause stehenden unruhigen Publikum zu zeigen, führte Herr Bahl in der vor der Thür stehenden neuen englischen Equipage seine junge Baronesse endlich heim. — — — — —

Wir wollen nun die Zeit, welche nach ihrer Heimkunft bis zum nächsten Morgen verfloss,

Après la lettre

nennen.

Ganz zeitig ließ sich aus dem Schlafzimmer ein sehr heftiges Klingeln vernehmen und das Dienstpersonal des ganzen Hauses erwachte um so mürrischer, als es diesen Morgen länger als gewöhnlich zu schlafen gehofft hatte.

Man sprang von allen Seiten herbei und ahnte ein Unglück, aber dies war nicht der Fall. Die Bedienung erhielt bei ihrem Eintritt von der jungen Freiherrin bloß folgenden Befehl:

„Tragt die Potpourri = Vase hinaus, die dort in der Ecke steht.“

Mit diesen Worten zeigte sie auf eine große japanische Porzellanvase, die mit einem Deckel versehen war, dessen Handhabe oder Knopf einen nackten sitzenden Satyr vorstellte.

Die ganze Etage war von der unangenehmsten Atmosphäre erfüllt, aber die Bedienung fand dies nicht ungewöhnlich, obschon man niemals zuvor die Ursache hiervon in der Potpourri = Vase gesucht hatte.

Später am Tage sagte die stets witzige Constanze zu einer sie besuchenden Jugendfreundin, die bei ihrem Eintritt ihr zu der am Abend vorher erhaltenen Brautgabe Glück wünschte:

„Ach, meine Gute, was war das im Vergleich mit dem, was ich heute früh erhielt! Meine Morgengabe hätte ich Dir gern gezeigt, aber ich konnte, so wahr ich lebe, das Geschenk nicht so lange verbergen.“

## Fünftes Kapitel.

Doctor F\*\*\*

Und der Herr redete mit Mose und sprach:  
Heilige mir alle Erstgeburt, die allerlei Mutter  
bricht, denn sie sind mein.

Zweites Buch Mosis 13, 2.  
Schreibe was Du gesehen hast und was da  
ist und was geschehen soll, darnach.  
Offenb. Joh. 1, 19.

Mehrere Jahre waren nach den Ereignissen, welche wir in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben, verfloßen, und wir finden in diesem Augenblicke Doctor F\*\*\* beschäftigt, aus seinem genau geführten Tagebuche einen Auszug zu machen, das heißt, einige Notizen in Form von Thaten aufzuzeichnen, die viel Ähnlichkeit mit den Skizzen hatten, welche manche Autoren aufzusetzen pflegen, ehe sie die Ausarbeitung eines Romans, Schauspiels oder Geschichtswerkes vornehmen.

Der Auszug, den unser Freund F\*\*\* machte, ward aber ziemlich weitläufig und dies war nicht zu verwundern, denn das Tagebuch des Doctors enthielt nicht bloß alle wichtige Vorfälle, die sich in der Stadt

ereigneten, als auch alle Namen der betreffenden Personen.

Es ist uns unbekannt, ob der Doctor die Absicht hatte, seine Aufzeichnungen einmal selbst zu einem Ganzen oder in Form einer historischen Erzählung zusammenzufügen, auf jeden Fall war es Schade, daß dies niemals geschah.

Wir, die wir so glücklich gewesen sind, einen Theil seiner Aufsätze zu erhalten, hatten einmal die Absicht, mit Zusammenstellung und Ausarbeitung derselben einen Versuch zu machen und daraus ein einziges Werk zu schaffen, welches Alles in sich fassen sollte, was unsere so hochverehrte vornehme Welt anging oder betührte.

Um Weitläufigkeit zu vermeiden, haben wir uns aber genöthigt gesehen, unsern Plan zu beschränken, und können daher von dieser Arbeit so wie unter den darin vorkommenden Personen und Ereignissen nur die näher erwähnen, welche uns am meisten und besonders interessiren.

Was das Uebrige betrifft, so versäumen wir gleichwohl nicht, aus der Skizze des Doctors den nachfolgenden Auszug zu machen, aus welchem der Leser eine Menge unerwarteter Aufklärungen schöpfen und in Folge derselben Schlüsse ziehen kann, die nicht ohne Interesse sein werden.

Wir lesen in den Notizen des Doctors Folgendes:

- > Tjörnberg. Geschäfte kritilig;  
Credit erschlafft . . . Steinkrankheit.  
Sohn Spieler, verliert oft  
und beträchtlich . . . Entnervt.
- > Bahl. Todt.  
Sohn in Concurszustand.  
Auspfändung auf Gullebo Gebrochen.
- > Roskull. Todt.  
Constanze von Bahl ge-  
schieben. Karls Maitresse Schlägt die Karte.
- > Fagge. Eheurer-Haushalt.  
Viel Kinder . . . Asthma.  
Sohn. Leichtsininig . . . Syphilis.
- > Harras. Schlimme Con-  
juncturen . . . Gicht.  
Sohn. Leichtgläubig . . . Gesund.
- > Borselles. Von dem  
Schwager hart und oft be-  
drängt . . . Podagra.
- > Gröding. Todt.  
Sohn J. P. ehrgeizig.  
Sohn N. leidenschaftlicher  
Spieler . . . Gesund.
- > Peters. Todt.  
Sohn . . . \* Schlassüchtig.

- > Wohlfahrt. Todt.  
 Söhne. Ostindischer Handel im Abnehmen . . . Gesund.
- > Thalgren. Todt.  
 Sohn verhätschelt. Tochter mit Lauche verheirathet . . . Gesund.
- > Ackermann. Bedeutende Verluste . . . . . Alt.  
 Söhne eingebildet . . . . . Gesund.
- < Deckman. Todt.  
 Sohn Dlof reich. (Verheirathet mit S. Forth.) Husten.
- < Farnegie. Reich. (Verheirathet mit A. S. Deckman) . . . . . Gesund.  
 Söhne . . . . . NB.
- < Lang. Reich. Ein Verhältniß mit Frau Lekman. Freund von Harras jun. . . . . Gesund.

So ungefähr war das Aussehen und der Inhalt der von dem Doctor entworfenen Skizzen. Das vor jeder Familie gemachte Zeichen scheint das bevorstehende Steigen oder Fallen ihrer Mitglieder zu bedeuten.

Der Leser kann nun seine Betrachtungen anstellen. Wir wollen nun in den folgenden Kapiteln um=

ständlicher die Ereignisse und Personen beschreiben, welche für unsere feine Welt das größte Interesse haben.

Weiterhin finden wir die Fortsetzung der Aufzeichnungen des Doctor F\*\*\*.

## Sechstes Kapitel.

---

Heute roth, morgen todt.

„Rien n'est volé ici bas, tout se paie.“

Napoléon.

Auf dem Bahl'schen Comptoir war ein großer Aufruhr, denn unter dem Dienstpersonal circulirte die unerhörte Neuigkeit, daß Herr John Bahl einige Wechsel hatte protestiren lassen, und obschon man noch nicht den Namen Status zu brauchen wagte, einen Ausdruck, mit dem man Concurs oder Cession bezeichnete, so gab es doch sowohl unter den Comptoiristen als unter den übrigen Einwohnern der Stadt einen und den andern, der im Stillen das Wort dachte.

Herr Bahl war selbst schuld daran, denn er hatte seine Angelegenheiten im höchsten Grade vernachlässigt und überdies zur Unterhaltung und Ausschmückung von Gullebo so wie zur Befriedigung einer Menge abgeschmackter Grillen enorme Summen verschwendet.

Er ging mit dem Gelbe auf das Unverantwortlichste um und es war nicht selten, daß der Bediente in den Rocktaschen seines Herrn beim Reinmachen der Kleider Bankzettel von mehreren tausend Reichsthalern Werth fand.

Zum Glück ward Herrn Bahls Garderobe höchst selten, ja fast niemals gebürstet oder gereinigt. Es geschah nur, wenn die Freiherrin ausdrücklichen Befehl dazu gab.

Einmal fand man unter einer Fußdecke beim Aufheben derselben einen Transportzettel von fünftausend Reichsthaler Banco. Ein andermal hatte Herr Bahl eine bedeutende Summe hinter dem Ofen versteckt und vergessen.

Aber so groß auch Herrn Bahls Unordnung war, so hätte doch diese allein seinem Credit nichts schaden können, denn man wußte, daß Herr Bahl reich genug war, um sich einige übermüthige Grillen erlauben zu können, und die beiden Männer, welche an der Spitze seines Geschäfts standen, nämlich die Herren D. Tarnegi und G. Bamberg, waren allgemein als geschickte Kaufleute anerkannt.

Gleichwohl begann man sich in's Ohr zu flüstern, daß diese Herren selbst zweideutige Aeußerungen hatten fallen lassen, und obschon dieselben anfangs nur als Scherz aufgenommen wurden, so verfehlten sie dennoch

nicht, später Verwunderung zu erwecken und Veranlassung zu allerhand Schlüssen zu geben.

Jetzt und da die erwähnten Wechsel wirklich protestirt und nach Verlauf mehrerer Tage noch nicht bezahlt wurden, so machte dieser Vorfall auf die vornehme Welt einen Eindruck wie ein Gewitter und man fühlte, daß das Unglück im Anzuge war.

Die Bahl'schen Geschäftsangelegenheiten waren und blieben ruiniert, und es dauerte nicht lange, so wurden alle Zahlungen total eingestellt.

Es ist unmöglich, die allgemeine Verwirrung zu beschreiben, die hieraus entstand, aber man kann sich dieselbe wohl denken, denn es war ja nicht der erste und auch nicht der letzte Millionair, welcher stürzte, und die meisten unserer Leser sind wohl selbst Zeugen mehr als eines solchen Sturzes gewesen.

Das Comptoir ward geschlossen und die Herren Tarnegi und Bamberg blieben nun auch des Tages zu Hause bei ihren Frauen. Tarnegi hatte nämlich sich mit der in unserm ersten Kapitel erwähnten Anna Stina Deckman verheirathet und der Himmel segnete diese Verbindung mit zwei der liebenswürdigsten Kinder.

Die Bahl'schen Geschäfte, die sehr weitläufig waren, erforderten lange Zeit zu ihrer Abwicklung und da Herr Bahl nicht das Geringste von einer solchen Arbeit verstand, so waren Tarnegi und Bamberg genöthigt,

dieselben zu übernehmen, wie sie denn auch wirklich die einzigen waren, die damit zu Stande kommen konnten, besonders der Erstgenannte, der eigentlich allein allen Unternehmungen und Manipulationen der Firma vorgestanden hatte.

Aber schon die ersten Wochen nach Herrn Bahls erklärtem Concurs begann das Publikum Tarnegi's Verwaltung zu verdächtigen und auf eine minder schonende Weise zu beurtheilen; ja noch mehr, es fehlte nicht an Zungen, welche ohne Rückhalt behaupteten, daß Tarnegi auf betrügerische und uneheliche Weise sich auf Kosten seines Patrons zu bereichern gewußt habe.

Anderer waren allerdings sofort bereit, solchen bösen Gerüchten zu widersprechen und sie zum Schweigen zu bringen und es war ganz natürlich, daß besonders Herrn Tarnegi's reiche und vornehme Familie Alles aufbot, um diesen Zweck zu erreichen.

Die verschwägerten Häuser Fagge, Harras und Deckman besaßen damals auch wirklich so viel Einfluß in der Stadt, daß es ihnen beinahe glückte.

Herrn Tarnegi's Freunde hatten vor seiner Vermählung mit Mamsell Deckman ihm oft den geringern Vortheil vorgestellt, den diese Heirath in Aussicht stellte, besonders deshalb, weil die Braut ihm kein Vermögen zubrachte und überdies auch nicht schön war.

Alle diese freundschaftlichen Rathschläge und Be-

merkungen beantwortete Herr Tarnegi bloß mit einem Lächeln oder wenn er sich ja darüber einmal aussprach, so sagte er bloß: „Hö! sie kann noch ganz gut werden.“

Die Freunde fanden auch später, daß Tarnegi nicht so unrecht gehandelt hatte, indem er sich mit diesen Familien verbündete, welche jetzt seine Vertheidigung in die Hände nahmen. Ueberdies schien Herr Tarnegi auch gar keinen Reichthum zu besitzen. Er wohnte mit seiner Gattin und seinen Kindern in einer kleinen anspruchslosen Wohnung zwei Treppen hoch in einem Hause von dem bescheidensten Ansehen und gab keine Kränzchen. Deshalb und in Folge alles Dieses begann das böse Gerücht wieder zu verstummen.

Auf einmal aber brach ein skandalöser Prozeß zwischen Herrn John Bahl — dessen juristischer Beistand, Herr Rackman, einer der geschicktesten Advocaten der Stadt war — auf der einen und Herrn Tarnegi auf der andern Seite aus.

*Rackman*

Der letztere ward in der Anklageschrift offen und unverhohlen des Diebstahls, des Betrugs, der Fälschung, ja sogar des Einbruchs beschuldigt und Herrn Bahls Advocat machte Anspruch auf Wiederersatz mehrerer hunderttausend Reichsthaler Banco.

Nun begann Herrn Tarnegi's Stellung etwas schwierig zu werden und das Publikum interessirte sich offen für Herrn Bahl. Dies war auch ein Glück

für den letztern, denn er war ganz ohne alle Hilfsquellen und unter solchen Umständen ist es in Schweden sehr schwer, Prozesse zu führen.

In Folge des langsamen Justizganges, vielleicht durch die Intriguen des Bahl'schen Advocatens hatte der Prozeß schon mehrere Jahre gedauert und verwickelte sich immer mehr und mehr.

Man sah Herrn Bahl endlich gleich einem Bettler zu Fuße das Land durchwandern und seine Mitmenschen um Beistand und Hilfe bitten, aber der arme Mann war verkauft und verrathen, ehe er es ahnte. Rackman trug nämlich auf beiden Achseln und handelte endlich mehr zum Vortheil der Partei, welche das Geld, als für die, welche das Recht an ihrer Seite hatte.

Nun entstand ein Doppelprozeß zwischen Bahl und Tarnegi und zwischen Bahl und Rackman. Der eine sowohl wie der andere schien sehr lange dauern zu können. So war es auch, und wir müssen die Nachricht über den Ausgang bis auf ein weiteres Kapitel verschieben.

Die Herren Tarnegi und Bamberg etablirten inzwischen ein Compagniegeschäft und binnen Kurzem waren alle früheren Bahl'schen Geschäfte in ihren Händen. Alles war Herrn Tarnegi geglückt und die vornehme Welt gab ihren Beifall.

Doctor F\*\*\* lebte noch und kam eines Tags vor

D. Deckman zurück, wo er mit bekümmertem Herzen die junge Frau ihren letzten Seufzer hatte aushauchen sehen. Es geschah dies in Folge einer Erkältung, die sie sich auf dem Börsenballe zugezogen, woraus die galoppirende Schwindsucht entstand. Er besuchte hierauf Herrn Fagge, der ebenfalls gefährlich krank war und an Engbrüstigkeit litt.

Seine Gemahlin war trostlos, obschon Andere im Gegentheile behaupteten, daß sie einen Tröster hätte. Dies war vielleicht auch nicht ganz unwahr, aber es ist doch für eine Frau immer traurig, wenn sie ihren Mann verliert, selbst wenn sie einen Landeshauptmann zum Liebhaber hat.

*Forselle*

Daß dies der Fall mit Frau Fagge war, darf uns jedoch weiter nicht in Verwunderung setzen, denn zu jener Zeit hatten fast alle Frauen der vornehmen Welt ihre Anbeter.

Doch wir kehren zu unserm Doctor zurück, der nun von dem Fagge'schen Hause seine Schritte nach dem Tarnegi'schen lenkte, obschon daselbst Niemand krank lag.

Der Doctor versäumte, wenn er dahin ging, niemals in seiner Tasche eine Düte Carmellen mitzubringen und der eine der Knaben fand so viel Gefallen an dieser Aufmerksamkeit, daß er die Hände schon nach

dem Zuckerwerk ausstreckte, ehe noch der Doctor in das Zimmer getreten war.

Er war, wie gesagt, auch heute mit seiner Düte in der Tasche auf dem Wege zu dem Kinde, aber sein Aussehen war düster und mißlaunig.

Vor dem Tarnegi'schen Hause angelangt, warf er einen Blick nach dem zweiten Stock hinauf, gleich als ob er hier Jemanden zu sehen erwartete, und er hatte sich auch nicht getäuscht, denn Tarnegi's kleiner Sohn lag in dem offenen Fenster und sah auf die Straße hinaus. Die Magd stand daneben, aber ohne das Kind zu halten; als sie den Doctor kommen sah, drehte sie sich nach dem Zimmer herum und sagte zu Frau Tarnegi: „Doctor F\*\*\* kommt.“ In diesem Augenblicke zog der Doctor unten seine Confectdüte heraus und hielt sie in die Höhe; der kleine Knabe streckte die Arme darnach aus, bekam das Uebergewicht und stürzte aus dem Fenster auf die Straße herab. Als die Magd die Treppe hinuntersprang, begegnete sie dem Doctor, der das Kind heraufgetragen brachte.

Doctor F\*\*\* ordnete sogleich die nöthigen Behandlung an und gab nicht alle Hoffnung verloren.

Es schien aber, als ob unser Doctor heute einen seiner unglücklichen Tage hätte.

Er kam nämlich, nachdem er zu Mittag gespeist, wieder, um den Verband zu wechseln und fand seinen

Kleinen Patienten ziemlich munter, ja sogar mit seinem Bruder spielend. Die Eltern verließen das Zimmer, als der Verband abgenommen werden sollte, aber das gesunde Kind wollte das andere nicht verlassen. Es ward ihm erlaubt, zu bleiben und es sprang im Zimmer umher, während Doctor F\*\*\* den kranken Bruder behandelte. Als nun der Doctor, der mit den kleinen Kindern allein war, sich zufällig herumdrehte, sah er den gesunden Knaben an einen Schrank gehen, die Finger in einen daseibst stehenden Teller mit klarem Zucker stecken und davon essen.

Der Doctor stand auf und sagte zu dem Knaben: „Es ist nicht gesund, mein lieber Kleiner, so viel Zucker zu essen,“ schob hierauf diesen tiefer in den Schrank hinein und einen andern Teller, dessen Inhalt ebenfalls mit etwas Weißem bestreut war, an die Stelle des weggeschobenen. Hierauf beschäftigte er sich wieder blos mit dem kranken Kinde und ging endlich fort.

Spät des Abends ward er wieder zu Tarnegi's gerufen. Das andere Kind war jetzt krank geworden und starb während der Nacht, wie der Doctor behauptete, an Gift. Die Eltern vermutheten, daß er zufällig von dem Fliegengifte gegessen, welches auf einem Teller im Schranke stand und ihr Kummer überstieg alle Grenzen.

Das aus dem Fenster gefallene Kind starb ebenfalls.

Tarnegi's waren vor der Hand und viele Jahre lang ohne Erben. Der Doctor, von welchem man nicht anders sagen konnte, als daß er Alles aufgeboten, um die Kinder zu retten, blieb nach wie vor Hausarzt und Hausfreund.

Als Doctor F\*\*\* aus dem Tarnegi'schen Trauerhause wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war, schrieb er folgende Worte in sein Tagebuch:

„Die Kinder sollen büßen für die Missethaten der Eltern bis in's dritte und vierte Glied.“

„Die Familie Tarnegi wird gleichwohl nicht kinderlos bleiben. Eine Tochter wird geboren werden und am Leben bleiben, aber um so unglücklicher sein, als Alle sie beneiden und für glücklich halten werden.“

„Die Kinder werden heimgesucht bis in' dritte und vierte Glied.“

Hierauf legte er sein Tagebuch weg und ging wieder aus.

Eine Stunde später sah man ihn auf der Straße mit einem jungen Herrn Dickson scherzen, der vor Kurzem nach Gothenburg gekommen war.

Der Doctor war wirklich ein kalter und gefühlloser Mensch, aber dies sind ja in der Regel die meisten Aerzte.

## Siebentes Kapitel.

### General Moreau.

„Le livre de la vie est un livre suprême,  
Qu'on ne peut ni fermer ni rouvrir à son choix :  
Le passage attachant ne s'y lit pas deux fois,  
Mais le feuillet fatal se tourne de lui même.  
On voudrait revenir à la page où l'on aime  
Et la page où l'on meurt est déjà sous les doigts.“

Lamartine.

Ein prächtiges Halsband von in Facetten geschliffenen Bernsteinperlen — ein damals für kostbar und modern geltender Schmuck — zierte den schönen blendenden Hals des erst siebzehn Jahre alten, von der vornehmen Welt sogenannten „Fräuleins“ Gönsson.

Gerundete, anziehende Formen und ein angenehmes Wesen in Verbindung mit sylphidischem Tanz und musikalischen Talenten wendeten der kürzlich erst aus der Hauptstadt in Gothenburg angelangten jungen Dame Aller Blicke zu.

In diesem zarten Alter mit Herrn D. Deckman, einem in unserer Stadt für einen reichen Witwer angesehenen Manne, verlobt, hatte die junge Stockholme-

ein Aussicht, wie man zu sagen pflegte, eine brillante Partie zu machen. Dieses Glück sowohl, als die Umgebung, in welche sie heute zum ersten Mal von ihrer Mutter, der Oberstin von Gönnsfon, eingeführt ward — eine Umgebung, welche aus Gothenburgs damaliger feiner Welt und ihren künftigen Verwandten bestand, übte auf das ganze Wesen des Mädchens einen wohlthuedenden Einfluß und konnte wohl zum großen Theil als Entschädigung für das schon vorgeschrittene Alter des Bräutigams wie für die Mitgift von drei Kindern gelten, die er seiner zukünftigen jungen Frau zubrachte.

Eine Morgengabe an baarem Geld ward ebenfalls zwischen den beiden Parteien unterhandelt, und zwar durch die Vermittelung der Schwester des Bräutigams, der sogenannten Ninon von Gothenburg, die Niemand anders war, als die schöne und galante Frau Jagge, welche die Partie arrangirt hatte, und bei welcher heute Abend die vornehme Welt zum Kränzchen eingeladen war.

Das Souper fand auf dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Flagge'schen Landgute, der sogenannten Delmühle, statt, und abgesehen von dem Interesse und der Neugier, welche sich der versammelten Familien bemächtigt hatten, die heute zum ersten Male Mamsell Gönnsfon schauen sollten, merkte man

auch an dem mehr als gewöhnlich aufgewendeten Luxus, so wie an einer gewissen unruhigen Erwartung, welche die sonstige Belebtheit der Gesellschaft nicht aufkommen ließ, daß ein ungewöhnliches Ereigniß, von welchem gleichwohl Alle hatten sprechen hören, im Anzuge war.

So manche Kränzchenfliege, deren größtes Vergnügen und einzige Beschäftigung war, den ganzen Tag in der Stadt herumzufliegen, hatte nicht unterlassen, das Programm zum Feste mitzutheilen.

Die Gesellschaft zählte auch in ihrem Kreise ein Mitglied, welches bei solchen Gelegenheiten der fungierende Ceremonienmeister war, und welches, sobald es den Rücken wendete und fortzog, von allen Frauen und Mädchen Bralle Katt oder alter Kater, wenn es dagegen mit Neuigkeiten kam, „lieber Freund,“ ohne Ausnahme aber von Allen schlechtweg die „Hornlaterne“ genannt ward.

Man wußte daher, daß ein ungewöhnliches Ereigniß heute Abend stattfinden würde und die feine Welt war in großer Aufregung.

Die Wirthin hatte mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ihre Wangen weiß und roth geschminkt und ihre französischen Redensarten hergebetet. Der Wirth selbst mit dem grünen Bande des Wasaordens im Knopfloche und den souvenirs d'une jeunesse orageuse an der Nase decorirt, unterhielt ein Gespräch mit dem

Die feine Welt. I.

Landeshauptmann Borselles, welcher der Cavaliere ser-  
vente der Wirthin war, sowie das Urbild zwei kleiner  
hoffnungsvoller Knaben, Karl und Georg, die im Zim-  
mer Soldaten spielten und sich mit ein Paar kleinen  
hölzernen Kanonen belustigten, welche ihr „Onkel“, der  
Landeshauptmann, seinen kleinen Jungen geschenkt  
hatte.

Diese Kanonen hatten heute nicht ohne Ursache  
Erlaubniß bekommen, den Spielzeugschrank zu verlassen,  
aber die Mehrzahl der Gäste war gleichwohl der Mei-  
nung, daß dies unpassend sei, und daß man den Knab-  
en zu viel Willen lasse. Diejenigen Freunde des Hau-  
ses aber, welche die Ursache genauer kannten und eine  
Ahnung hatten, welchen Gast man heute Abend erwartete,  
lobten diese Idee und sagten:

„Meine liebe Katharina, das muß ich sagen, der  
Einfall mit den Kanonen ist ganz charmant.“

Während wir nun auf unsern unbekanntem Gast  
warteten, denn *Carl Bratt* Bralle Ratt behauptete, daß ein solcher  
ankommen würde, wollen wir einen Spaziergang durch  
den Saal machen und uns mit den bereits Angekom-  
menen unterhalten, unter welchen wir größtentheils alle  
Bekannte wiederfinden.

Drei junge Frauen fesseln zuerst und vor allen  
andern unsere Aufmerksamkeit. Es ist dies ganz nat-  
ürlich, denn sie sind die Töchter unserer Wirthin und

wir müssen artig sein, da man uns mit zu diesem Feste eingeladen hat.

Aus dem Tagebuche des Doctor F\*\*\* und seinen Aufzeichnungen haben wir ersehen, daß Sagge's mit vielen Kindern gesegnet wurden. Es war dies auch der Fall, denn außer dem Sohne Jacob und den beiden Knaben Karl und Georg, sehen wir nun hier die Töchter Christine, Karoline und Eleonore. Sie waren alle drei verheirathet: Christine mit einem gewissen Herrn Feinrich, Karoline mit unserm Bekannten Heren Pillerding und Eleonore mit Herrn S. Ticksen.

Die Frauen Feinrich und Pillerding sprachen mit Doctor F\*\*\* über eine projectirte Heirath zwischen der Tochter Christine, ihrer Tante Harras und einem gewissen Herrn Snedberg. Als Bralle Ratt sich näherte, um zu hören, worüber man spreche, drehte sich Karoline Pillerding hastig zu ihm herum und sagte:

„Nun, lieber Freund, was sagst Du dazu?“

„Meine liebe Freundin, ich weiß ja nicht, wovon es sich handelt.“

Karoline brach hierauf in ein übermäßiges Gelächter aus, wie das so ihre Gewohnheit war und rief:

„Nein, meine Freunde, das ist doch köstlich! Ha, ha, ha, das lasse ich mir gefallen! Geh' lieber Freund, und leg' Dich zu Bette, Du weißt ja kein Wort mehr von dem, was in der Stadt passiert.“

Bralle Katt fühlte nach, ob er seine Brille noch auf der Nase habe, denn er war nicht überzeugt, ob er wirklich wach sei; da er aber wußte, daß seine Nase dieses Schmuckes bloß entbehrte, wenn er schlief, so beruhigte er sich sofort wieder und antwortete: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten,“ schluckte seinen Aerger hinunter und ging seines Weges weiter.

In einer andern Gruppe finden wir wieder Frau Marras, welche neben Frau Tarnegi sitzt und sich mit dieser unterhält.

„Weißt Du was, meine liebe Anna Stina, ich bin, hol' mich der Teufel, sehr durstig und ein Glas Porter wäre mir lieber, als der elende Thee, den man hier herum giebt.“

„St, st! schreie doch nicht so, Sophie, und vor allen Dingen, fluche nicht so, Du weißt ja, daß meine Nerven keinen Lärm vertragen. Gott bewahre mich vor einem Glas Porter, ich darf kaum Thee trinken, besonders bei Katharinen, die ihn immer so stark aufgießt. Ich für meinen Theil würde in dieser Hinsicht nichts verschwenden. Ich hätte fast Lust, mich fortzubegeben, denn dieser Spektakel macht mir den Kopf ganz wüste und schwindlig.“

Herr Tjörnberg kam und überredete sie, zu bleiben. Nicht weit von den beiden Schwestern sehen wir

Frau Beckman, die natürlich mit großem Interesse anhörte, was Herr Lang ihr in's Ohr flüsterte.

Ihr Gemahl, der Doctor, war nicht mit zugegen, denn seine Corpulenz sowohl, als sein Widerwille gegen große Gesellschaften hielt ihn daheim.

Gregorius Deckman, kürzlich aus Montpellier angelangt und auf dem Wege nach London begriffen, amüfirte seine Schwägerin, Frau Christian Deckman, geborene Anna Tjörnberg, mit Calembourgs und allerhand witzigen zweideutigen Anekdoten. Anna Deckman fürchtete sich vor solcher Unterhaltung durchaus nicht und sie war es, die einmal, als ihr Vater sie zu enterben drohte, wenn sie von ihrer Liebe zu Christian nicht abliesse, äußerte: „Thue wie Du willst, Papa, ich werde wohl noch ein Bündel Heu finden, das ich unter mich und einen Haringeschwanz, den ich in mich stecken kann — und damit bin ich zufrieden, dafern nur Christian mein wird.“

Die andere Tochter des alten Tjörnberg, Namens Fiken, war auch hier, eben so wie ihr Gemahl, der Herr Major Fingard. *Mingard*

Die drei Schwäger Tidson, Pillerding und Feinrich unterhielten sich über Politik, das heißt über Napoleon, Continentsperre, Neutralität oder Krieg, brachen aber ihr Gespräch plötzlich ab, denn —

In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch,

gleich dem Rollen eines Wagens. Es trat sogleich allgemeine Stille ein und Aller Augen wendeten sich nach der Thür des Saales. Sämmtliche Gäste nahmen eine mehr oder minder glückliche Positur und eine sturdirte Miene an und versuchten, sich auf das Compliment zu besinnen, wie Tanzmeister Hjelm es nach den Regeln der Kunst gelehrt hatte.

Das Geräusch verstummte, aber die Neugier ward diesmal nicht befriedigt, ein Gewitter war die Ursache davon gewesen. Man wartete auf's Neue.

Kurz darauf aber öffnete sich die Thür. Ein Mann in Civilleidung mit großem schwarzem Backenbart und blizenden Augen, der Sieger bei Hohenlinden, General Moreau, trat ein, gefolgt von einem Adjutanten und begleitet von dem Chef des in der Stadt liegenden Regiments.

Der General ward an der Thür von dem Wirth und der Wirthin empfangen, welche letztere auf ihre gewöhnliche liebenswürdige Weise den vornehmen Gast willkommen hieß. Der Wirth sprach ebenfalls einige schmeichelhafte Worte, so gut es ging.

Vor Kurzem aus Amerika in Gothenburg angelangt, war Moreau unterwegs zu den in Deutschland versammelten sogenannten alliirten Armeen, welche damals Napoleon bekämpften.

Daß der Eintritt dieses Mannes in den Kreis der

vornehmen Welt von Gothenburg ein großes Aufsehen erweckte und der Eitelkeit der Gesellschaft auf's Höchste schmeichelte, war um so weniger zu verwundern, als die meisten Glieder dieser Gesellschaft Emporkömmlinge waren, die keinen andern Werth besaßen, als den, welchen der Reichthum giebt.

Die Wirthin feierte auch heute Abend einen Triumph, der schwer zu beschreiben ist.

General Moreau war ein kalter lakonischer Mann, einfach und anspruchlos in seinem Aeußern, mehr Soldat als Salonmensch, konnte aber, wie es einem ächten Franzosen eignet und gebührt, einnehmend und liebenswürdig sein, sobald er es wollte.

Nachdem die ersten Artigkeitsbezeugungen zwischen dem General und seinen Wirthen stattgefunden hatten, nachdem der Landeshauptmann Borselles und einige andere ein paar Worte mit dem General gewechselt, machte dieser letztere die Kunde im Saal und die Mehrzahl der Gäste ward ihm einzeln vorgestellt.

Er unterhielt sich auch einen Augenblick mit Mamsell Gönsson, die sehr gut und fließend französisch sprach, was damals in Gothenburg noch nicht so allgemein war, wie jetzt.

Der Abend verging wie alle andere dergleichen Abende. Die verheiratheten Herren spielten Boston (Vira, Grandissimo und Whist kannte man damals

noch nicht). Die Frauen saßen um einen Sophatisch herum und verfertigten weiße Atlastücher, zupften Seidenlappchen oder stickten auf Tüll nach dem Journal des Dames und vergaßen sehr oft in ihren Urtheilen ihren Nächsten zu lieben, wie sich selbst.

Die unverheiratheten jungen Damen waren der Meinung, Bralle Katt sei ein amusanter Mann, einige unter ihnen aber seufzten doch nach einem andern als Bralle und wir? — — wir machten Notizen für die Zukunft und hatten alle Hände voll zu thun.

Nur noch zwei dergleichen pikante Vorfälle des Abends bleiben uns zu berichten übrig.

Der General ward nämlich von der Wirthin so geführt, daß er unmöglich umhin konnte, die zwei in einem Zimmer spielenden Knaben zu bemerken. Vermuthlich lag es in Frau Fagge's Absicht, den General auf diese ihre beiden letzten Pflanzen aufmerksam zu machen, die beide zum Militairstande bestimmt waren, und da man damals einen früheren französischen General in Schweden zum Thronfolger hatte, so dachte Frau Fagge vielleicht, daß auch Moreau einmal in eine solche Stellung kommen und ihren Knaben nützlich werden könnte.

Der General blieb auch, wie die Mutter vermuthet hatte, stehen, und lachte herzlich über das Exercitium der Knaben. Auch bewunderte er die ausgezeichnet-

net schön gearbeiteten Kanonen, die mit Spiralfedern versehen waren, welche die Kraft hergaben, um eine hölzerne Kugel heraus zu schießen.

Es machte dem General, wie wir schon gesagt haben, Vergnügen, die Knaben ihre Kugeln auf einander abschießen zu sehen, obschon sie selten trafen, und mehrere andere Personen versammelten sich um und hinter dem General.

Endlich trat dieser vor und richtete mit dem Fuße die eine der Kanonen, indem er sagte: „Nun geht es vielleicht besser;“ in demselben Augenblicke feuerte aber der andere seinen Schuß ab und der General ward von der Kugel an's Bein getroffen. Er rief Bravo und es wäre damit Alles zu Ende gewesen, wenn nicht Doctor F\*\*\*, der neben ihm stand, gesagt hätte:

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung, mein Herr General; Sie müssen sich in Deutschland in Acht nehmen.“

„Allons donc!“ antwortete Moreau, aber seine schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen, als er das mystische Aussehen des Doctor F\*\*\* wahrnahm.

Die ganze versammelte vornehme Welt war außer sich und Frau Jagge konnte kaum erwarten, bis sie Gelegenheit fand, dem Doctor wegen seiner unüberlegten Aeußerung Vorwürfe zu machen.

Der Doctor antwortete:

„Beste Frau Sagge! Das ist Alles sehr wahr, aber ich dachte in diesem Augenblicke an etwas ganz Anderes, nämlich an Gustav III. und Cagliostro, wissen Sie.“

Während des Soupers brach das schon früher erwähnte Gewitter mit erneuter Kraft los.

Die Wirthin gab Befehl, alle Fenster und Klappen zu schließen und der General nahm sich die Freiheit, zu bemerken, daß eine solche Vorsichtsmaßregel wohl nichts schaden, aber auch nicht viel nützen könne.

Hierauf wendete er sich zu Mamsell Gönsson und sagte zu dieser:

„Solche Halsbänder, wie das, welches Sie, mein Fräulein, an Ihrem schönen Halse tragen, sind dagegen sehr gefährlich, denn sie üben nicht allein eine starke Anziehungskraft auf unsere Augen, sondern auch und ganz besonders eine solche auf die Wirkungen der Electricität aus.“

Die Gesellschaft bejahte nicht allein diesen Ausspruch, sondern stimmte auch in vollem Chore ein, um das Thema des Generals zu variiren und zu illustriren.

In diesem Augenblicke hörte man einen furchtbaren Donner Schlag und das arme erschrockene Mädchen riß das Halsband von ihrem Halse und schleuderte es weit von sich hinweg.

Doctor F\*\*\* tröstete sie, indem er sagte:

„Meine liebe Mamsell Gönsson, glauben Sie mir, wer in seinen alten Tagen sterben soll, wird in seinen jungen nicht vom Blitze getroffen.“

Die vornehme Welt war an diesem Abend mit Doctor F\*\*\* durchaus nicht zufrieden, Karoline Pilderding behauptete, er habe sich geradezu dumm genommen.

Und damit war die Soirée oder das Kränzchen, wie man es nannte, zu Ende.

## Achtes Kapitel.

---

### Ein gewonnener Prozeß.

„El rio pasado, el santo olvidado.“  
Silvio.

Wir haben unser Versprechen, dem Leser im Bezug auf den Ausgang des früher erwähnten Prozeßes zwischen Bahl und Tarnegi Mittheilung zu machen, nicht vergessen.

Derselben dauerte ungefähr zwanzig Jahre, machte alle Instanzen durch und brachte die pikantesten und scandalösesten Geschichten an den Tag.

Herr Tarnegi hatte seinerseits Alles aufgeboten, was ein reicher Mann vermag, um seinen Gegner zu stürzen. Der erste von Bahl's Advokaten war gewonnen worden, aber Herr Bahl hatte in einem andern, nämlich in Herrn Hundström, eine neue Stütze gefunden und der Kampf ward mit neuer Kraft fortgesetzt.

Als der Prozeß endlich vor das Hofgericht kommen und die ergangenen Akten dahin transportirt werden sollten, machten sie mehrere Wagenladungen aus.

Hiernach kann man sich einen Begriff von dem machen, was der arme Bahl zu leiden gehabt hatte.

Aber wie hätte es wohl anders kommen können? Bahl war, wie wir wissen, während der Zeit, wo sein Geschäft in Gothenburg noch existirte, ein gleichgiltiger und unverständiger Mann. Er schenkte Herrn Tarnegi sein ganzes Vertrauen, ohne sich selbst im Mindesten um den Gang der Geschäfte zu bekümmern.

Nachdem Bahl einmal die Schuppen von den Augen gefallen waren, sah er wohl ein, wie leichtsinnig er gehandelt hatte und noch deutlicher ward ihm dies, als im Verlaufe des Processes eine Menge Quittungen und Rechnungen producirt wurden, die zu Herrn Tarnegi's persönlichem Vortheil unterzeichnet waren und den Schein gaben, als ob Herr Tarnegi aus seiner eigenen Tasche und nicht aus Herrn Bahl's Kasse eine Menge Zahlungen für seinen frühern Prinzipal geleistet hätte. Wir haben in einem frühern Kapitel gesehen, mit welchen Worten und unter welchem Vorwande Herr Tarnegi eine auf sich gestellte Quittung für die an Baron Roskull bezahlten viertausend Reichsthaler Banco verlangte und können uns das Uebrige denken.

Ungeachtet aller von Tarnegi angewendeten Kniffe und Künste aber, ungeachtet alles auf der andern Seite vorhandenen Mangels und Glends schien gleichwohl

der Prozeß zu Herrn Bahl's Gunsten ausfallen zu wollen.

Inzwischen hatte der letztere sowohl zum Bestreiten der theuern Prozeßkosten, als auch seines Unterhalts sich genöthigt gesehen, bedeutende Schulden zu machen und da er seinen Darleihern keine andere Sicherheit zu bieten vermochte, als die ungewissen Ausichten auf einen vortheilhaften Ausgang des Prozeßes, so war es ganz natürlich, daß er theure Zinsen bezahlen mußte, das heißt, daß er zu seinem Nachtheil genöthigt war, sieben statt zwei zu schreiben.

Herr Tarnegi dagegen hatte bei seiner Verwaltung des Bahl'schen Geschäfts diese Schreibemethode auf eine ganz andere Art und Weise anwenden können.

Im Verlauf der Zeit waren eine Menge Personen in die Bahl'schen Angelegenheiten mit verwickelt worden und sowohl Geringere als Höhere interessirten sich für den Ausgang des Prozeßes, die erstern aus Gutmüthigkeit, die letztern aus Gewinnsucht.

Wir kannten zum Beispiel einen gewissen damaligen Major Sirgin, der von der feinen Welt nicht ganz ignorirt ward. Dieser Herr Major befand sich unter denen, welche während der Entwicklung von Bahl's Schicksalim Rohre saßen und sich Pfeifen schnitten. Sirgin war gut Freund mit Hundström, aber er war auch kein Feind von Tarnegi. Wer den Mantel auf

*Sirgin*

beiden Achseln trägt, kann sicher sein, daß er nicht friert.

Endlich nahte der Tag heran, wo der Urtheilspruch des höchsten Gerichtshofes gefällt werden sollte und das Gerücht meldete im Voraus, daß er zu Bahl's Vortheil ausfallen würde. Die Herrn Bahl und Hundström verweilten in der Hauptstadt, um dem Gange der Dinge zu folgen.

Jetzt sehen wir einen Courier vor Larnegi's Comptoir absteigen und eine Stunde darauf saß Herr Larnegi selbst im Reisewagen auf dem Wege nach Stockholm.

Der Urtheilspruch war noch nicht gefällt.

Unterdessen wollen wir uns nach dem Thiergarten begeben und einen Abend an dem sogenannten Blauen Thore zubringen, wo ein gewisser Herr de Frouen die Einwohner von Stockholm mit den frischesten gedämpften Barschen traktirte.

In der obern Etage waren von dem Distriktsrichter Hundström einige Zimmer und ein Souper von sechs Couverts bestellt worden.

Die Weine standen schon auf dem Tische, und daß sie von der besten Qualität waren, dafür sorgte schon Herr Hundström, welcher wohl wußte, daß Bahl sich darauf verstand und gern guten Wein trank.

Eben so waren auch die aufwartenden Kellnerinnen sorgfältig gewählt, nämlich die schönsten von allen, die

sich in dem Serail zum Blauen Thore vorfanden, denn Herr Hundström wußte auch, daß Herr Bahl großen Gefallen an hübschen Mädchen fand.

Diese kleinen Schwachheiten konnte man wohl jetzt einmal dem armen Manne gönnen, der in den letzten Jahren so selten Gelegenheit gehabt hatte, von den ersteren oder von den letzteren zu kosten.

Die Gesellschaft versammelte sich und ward in demselben Augenblicke vollzählig, wo die beiden Contractanten Bahl und Tarnegi mit ihren Advokaten und dann noch zwei fremde Herren angelangt waren. Die letztern schienen eingeladene Zeugen zu sein, die mit ansehen und anhören sollten, was bevorstand.

Nachdem man eine Zeitlang über allgemeine Gegenstände gesprochen hatte, eröffnete Hundström die Sitzung:

„Meine Herren! Herr Tarnegi hat mir in meiner Eigenschaft als Herrn Bahl's Bevollmächtigter einen Vergleich in dem Prozesse vorgeschlagen, der schon so lange Jahre zwischen den beiden Parteien geschwebt hat. Da die von Herrn Tarnegi angebotene Vergleichsumme von Herrn Bahl nun angenommen worden ist, so haben wir die Absicht, heute Abend die nöthigen Documente in gesetzlicher Form aufzunehmen und dies ist der Zweck, der uns hier zusammengeführt hat.“

„Ich meines Theils,“ sagte Herr Tarnegi, „bin

bereit, Herrn Bahl den Betrag, über welchen wir übereingekommen sind, gegen Quittung oder Generaldecharge auszubezahlen.“

In diesem Augenblicke aber ward das Souper aufgetragen und man war allseitig zufrieden, die Geschäfte bis nach dem Essen aufzuschieben.

Das Tischgespräch war natürlich nicht sehr belebt und es herrschte ein gewisser Zwang so wie eine Unbehaglichkeit, besonders im Anfange und ehe man den aufgetragenen Speisen und Weinen zusprach.

Es dürfte vielleicht den meisten unserer Leser unglaublich oder wunderbar vorkommen, daß sowohl Bahl als Carnegi darauf eingegangen waren, einander bei einer solchen Gelegenheit und auf eine solche Art und Weise zu begegnen. Vor allen Dingen aber muß man bedenken, daß viele Jahre verflossen waren, während deren diese beiden Feinde nicht immer hatten vermeiden können, sich da und dort zu treffen, zum Beispiel an Gerichtsstelle und so weiter, so wie daß auch im Laufe der Zeit, die alle Leidenschaften mildert, die erste Unmösität verschwunden war.

Uebrigens können wir uns Herrn Bahls Nachgiebigkeit als eine Eingebung seines wirklich guten Herzens erklären und die Herrn Carnegi's als den letzten Schritt in einem Geschäft, bei welchem er zu verdienen hoffte.

Das Letztere war ganz natürlich, denn wie hoch man

auch die Summe bestimmt hatte, welche Herr Tarnegi als Vergleichsquantum erlegen sollte, so hatte man doch mehr als sichere Aussicht, daß sie nicht so hoch sich belief, als die, zu deren Bezahlung Tarnegi verurtheilt werden konnte, wenn der Vergleich nicht zu Stande kam.

Inzwischen begann man redseliger zu werden und Herr Bahl, von Herrn Hundström aufgemuntert und immer lebendiger werdend, sprach den guten Weinern sehr fleißig, vielleicht allzufleißig zu.

Nach dem Souper und nachdem man das wichtige Thema, weswegen man hier versammelt war, flüchtig besprochen hatte, ging Herr Hundström mit Herrn Bahl in das Nebenzimmer und sagte:

„Es war mein Wunsch, unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen, mein bester Herr Bahl, um Ihnen etwas mitzuthellen, was mir eben einfiel, als ich die Decharge für Tarnegi aufsehen wollte. — Es ist Ihnen hinreichend bekannt, daß eine Menge Gläubiger mit Ungeduld den Ausgang unseres Processes erwarten. Der Belauf der Forderungen dieser Leute macht ungefähr drei Viertel von dem aus, was Tarnegi jetzt an uns auszubezahlen bereit ist. Deutlicher gesprochen: Sie erhalten heute Abend 200,000 Reichsthaler Banco und müssen morgen oder binnen Kurzem 150,000

Reichsthaler Banco auszahlen: es bleiben Ihnen daher 50000 davon übrig und nicht mehr.“

„Aber, mein bester Herr Hundström, das geht nicht an. Meine Gläubiger müssen sich mit weniger begnügen, denn sie haben mit mir gewuchert und wir werden sie schon zwingen können, billiger zu sein. Wir wollen sehen, wir wollen sehen! Wenn es nicht anders geht, so prozessiren wir. Sie müssen etwas nachlassen, wir wollen schon sehen.“

„Ja, das ist ganz schön und gut, aber Ihre Gläubiger haben ja Ihre Papiere in den Händen und ein Accord ist jetzt um so schwerer, als sie wahrscheinlich bald erfahren werden, wie viel wir bekommen haben und wir dann demzufolge keinen Mangel vorschlagen können.“

„So prozessiren wir. Ja, das thun wir.“

Herr Bahl war nämlich, wie das auch gar nicht anders sein konnte, im Verlaufe der Zeit mit Leib und Seele so zu sagen in einen einzigen großen Prozeß verwandelt worden. Es war seine Leidenschaft geworden, zu prozessiren und er drohte oft ohne allen Grund seinen besten Freunden mit einem Prozesse.

„Aber, mein bester Herr Bahl,“ sagte Hundström, „das Erste, was Ihre Creditoren thun werden, ist ohne Zweifel, daß sie Beschlagnahme auf Alles legen, was da ist oder in ihre Hände kommt.“

Diese Worte äußerten eine mächtige Wirkung auf Bahl, der eine übermäßige Furcht vor Beschlagnahmen hatte, was Hundström auch recht gut wußte.

Bahls höchster und lebhaftester Wunsch war überdies, durch das bevorstehende Arrangement die Verpflichtung aufheben zu können, welche noch auf seinem Lieblingssort Gullebo und dem daselbst befindlichen Inventarium lastete.

Herr Bahl sah endlich auch die Richtigkeit von Herrn Hundströms Bemerkung ein und sagte:

„Nun, was sollen wir da machen?“

„Sehen Sie, Herr Bahl,“ antwortete Hundström „es fiel mir ein, daß, wenn Sie mir Vollmacht geben wollen, die Vergleichssumme von Tarnegi anzunehmen und darüber zu quittiren und mich zugleich berechtigen, die von Tarnegi gewünschte Decharge zu geben — mit kurzen Worten, wenn Sie alle Ihre Rechte auf mich übertragen, so bin ich es, der das Geld erhält und nicht Herr Bahl. Dann mache ich einen Accord mit den Creditoren und kann sie zwingen anzunehmen, was wir ihnen bieten wollen. Ich löse dann Gullebo in meinem Namen aus — versteht sich, zu Ihrem Nießbrauch, Herr Bahl — und wenn dann die Creditoren sich an Sie halten wollen, so antwortet man bloß: Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verlor. Auf diese Weise erhalten Sie, mein lieber Herr

Bahl, von den zweihunderttausend Reichsthälern wenigstens drei Viertel anstatt eines.“

Herr Bahl war in den letzten Jahren argwöhnisch geworden. Er überlegte sich die Sache.

Nach einigen wenigen Einwendungen, die durch Hundströms einnehmendes Wesen und glatte Antworten leicht beseitigt wurden, ging Bahl endlich auf den Vorschlag ein. — — — — —

Herr Hundström erhielt das Geld von Tarnegi; der Prozeß war in Folge des zu Stande gekommenen Vergleiches zu Ende.

Wie groß der Betrag war, den Herrn Tarnegi wirklich an Herrn Hundström ausbezahlt, erfuhr man niemals genau. Der letztere war damit zufrieden, denn er bekam ihn auf die oben erwähnte Weise in seine Hände.

Den Tag darauf war Herr Bahl ärmer als vorher. Der auf Gullebo gelegte Beschlag ward nicht aufgehoben und eine Menge Gläubiger seufzten noch nach ihrem Gelde.

Es war Herr Hundström, der später Herrn Bahl antwortete: „Wir wollen sehen, wir wollen sehen — lassen Sie uns prozeßiren.“

Herr Bahl ward niemals wieder ein Mitglied der

vornehmen Welt und in den letzten Jahren war diese überhaupt etwas mitgenommen worden.

Herr Karl Tjörnburg ruinirte sich durch Spiel und sein Elend ging endlich so weit, daß er in seiner frühern Bedientenkammer starb.

Herr Jacob Faggè starb im Auslande in geringen Umständen — und

Herr John Harras, dessen Vater ungefähr vierzig Tonnen Gold hinterließ, hatte, nach einer eingegangenen Compagnieschaft mit dem schlauen Herrn Lang, sich selbst arm von den Geschäften zurückgezogen. Er verließ Gottenburg und suchte einen Zufluchtsort in Cadix.

Daß Herr Lang dagegen reich geworden war, versteht sich von selbst. Man wunderte sich darüber nicht, eben so wenig, als man die Ursache davon oder die Art und Weise berührte, auf welche Herr Carnegi sein Vermögen erworben hatte. Wir vermuthen aber, daß diese Thematik für die vornehme Welt kein Interesse mehr besaßen.

Man wußte allgemein, daß Herr Carnegi kein Geld mit nach Schweden gebracht, so wie daß er von seinem Salair auf dem Bahl'schen Comptoir in so kurzer Zeit nicht über eine Million hatte sparen können, auf welche, wie man glaubte, sein Vermögen sich jetzt beließ; aber man sprach nicht davon, denn es konnte zu nichts führen.

## Neuntes Kapitel.

---

### Der Weihnachtsabend.

„Nous sommes de vieux enfants,  
Nos erreurs sont nos listères;  
Et les vanités légères  
Nous bercent en cheveux blancs.“

D. V.

Ungefähr zwei Jahrzehnte waren nach dem Tode verfloßen, wo wir die Windspitze besuchten und wir finden jetzt den Turm in Gothenburg auf eine Höhe gestiegen, von welcher man sich, als wir uns zuletzt an dem erwähnten Orte befanden, keinen Begriff machen konnte.

Die Nachkommen des seligen D. Aman hatten nur ein unbedeutendes Erbtheil erhalten, aber die Vorsetzung begünstigte ihre Unternehmungen und sie hatten sämmtlich — jedoch mit Ausnahme der jüngsten Tochter Christine — nicht bloß Reichthum und Ansehen, sondern auch den Vortritt in der feinen Welt von Gothenburg erworben.

Wie es dagegen mit mehreren Erben der früher reichen Familien ging, welche die Vorsehung nicht begünstigte, haben wir aus dem Vorstehenden abnehmen können.

In der Deckman'schen Familie war das Uebereinkommen getroffen, daß alle Mitglieder und intimere Freunde sich am Weihnachtsabend jeden Jahres bei einem der Geschwister, Catharina, Dof, Anna Stina oder Sophia versammeln sollten.

Da die Letztere Witwe ward und später den Baron Hamilton heirathete, wodurch endlich ihr Wunsch erfüllt und sie Frau Baronin und gnädige Frau genannt ward, so wurden, da sie ohnedies auch die Stadt verlassen hatte, die Weihnachtsversammlungen auf die drei erstgenannten Geschwister beschränkt.

In unserm Jahre kam die Reihe an Herrn D. Deckman, der die Familie in seinem neuen Hause empfang, welches er gleich nach der Feuersbrunst hatte erbauen lassen, die am Tage seiner Vermählung mit Mamsell Gönsson das alte in Asche verwandelte.

Schon zeitig am Morgen sah man Herrn Deckman, der sehr thätig war, eine Menge Anstalten in der Wohnung treffen, welche einen ungewöhnlichen Empfang oder irgend eine für den Abend beabsichtigte Ueberraschung verriethen.

Im Laufe des Vormittags kamen auch von

allen Orten und Enden große mit Deckeln oder Tüchern bedeckte Körbe an, damit man auf der Straße nicht sehen sollte, was darin wäre. Sobald sie aber im Hause waren, entdeckte man darin die kostbarsten Gegenstände, bestehend aus Tüchern, Nippfachen, Blumen, Spizen, Shawls, Hüten, Mägen zc. — mit Einem Worte, alle Arten sogenannter Weihnachtsgeschenke.

Das Eigenthümliche und Ungewöhnliche war aber, daß diese Gegenstände nicht wie gewöhnlich couvertirt und mit Adressen versehen waren, sondern daß bloß an jedem derselben ein kleiner Zettel sich befestigt fand, worauf ein Name geschrieben war.

Dagegen saßen drei Comptoiristen des Hauses und hatten alle Hände voll zu thun, indem sie beschäftigt waren, die obenerwähnten Namenszettel mit einer Nummer zu vertauschen, welche an die Stelle der ersten befestigt ward. Darauf ward dieselbe Nummer auf ein anderes Stück Papier geschrieben, welches einem Lotterieloose gleich und in ein Couvert eingeschlossen und an die Person adressirt ward, deren Namen wir erst an den in dem Korbe befindlichen Weihnachtsgeschenken sahen.

Die drei Herren Comptoiristen verfertigten heute über sechzehnhundert solche Briefe und rühmten sich noch lange gegen ihre Collegen von andern Comptoirs dieses großen Posttages.

In dem Saale standen zwei elegante Buben, den sogenannten Marktbuden ähnlich von leichten Bretern aufgeschlagen und mit den schönsten französischen Tapeten bekleidet. Aber diese Buden waren noch leer, das heißt, man sah keine Waaren darin.

Von den heute Abend erwarteten Gästen wußte keiner ein Wort von allen diesen Anstalten.

Die Wachlichter wurden schon um sechs Uhr in der Wohnung angezündet und dies war das Weihnachtsgeschenk für die Armen, denn diese freuten sich über den Schein der hellerleuchteten Fenster draußen auf der Gasse und dachten, wie schön und warm es darin sein mußte.

Allmählig versammelten sich die Gäste, die in den Salon und die anderen Zimmer geführt wurden; in den Speisesaal jedoch erhielt Niemand Zutritt.

Die Frauen Fagge und Tarnegi waren schon angelangt. Die erstere brachte ihre Tochter Sophie mit, deren Bekanntschaft wir auf der Delmühle nicht haben machen können, denn das Mädchen war damals im Auslande in Pension, jetzt dagegen kürzlich nach Gothenburg zurückgekehrt. Ein gewisser Kapitain Glancey <sup>be-</sup>warb sich um Sophie Fagge, aber es schien kein Ernst mit dieser Bewerbung zu werden, sondern eine von jenen Heirathen, von welchen der selige Dumbon sagt: Von

allen Heirathen sind die besten die, aus welchen nichts wird. So geschah es auch mit dieser.

Die Frauen Filow und Lang, in welcher letztern *milow* wir die Witwe des Doctor Lefman wieder erkennen, Frau Silversköld mit ihrer Tochter Ulla und Frau Holm mit ihrer langen Lotte kamen eine nach der andern an.

Die drei Schwestern, die Frauen Feinrich, Lickson und Pillerding fehlten auch nicht, eben so wenig wie Frau Snebberg.

Wir glauben nun den größten Theil der Gesellschaft genannt zu haben, mit Ausnahme der Herren, von welchen ein Theil etwas später kam.

Bralle Katt war dagegen ziemlich zeitig gekommen, sah sehr geheimnißvoll aus und berstete fast vor Neugierde, indem er zugleich weiltläufige Promenaden in der ganzen Etage machte und sich in der Nähe der Speise-saalthüren hielt.

Die Herren Pillerding und Snebberg ließen sehr lange auf sich warten und Doctor F\*\*\* ward in die dritte Etage zum Wirth hinaufgerufen, der plötzlich krank geworden war, gerade als er seine Arrangements für den Abend zu Stande gebracht hatte.

Die Frauen nahmen Platz auf dem Sofa und um den davor stehenden langen Tisch. Die jungen Mädchen auf Stühlen hinter den Frauen drängten sich dem

Tische so nahe als möglich. Die Herren gingen auf und ab.

In diesem Augenblicke wird Karoline Pillerding, die an dem Tische sitzt, unruhig. Sie sucht Bralle Katt zu winken und sagt:

„Lieber Freund, komm und erzähle uns etwas Neues.“

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt, liebe Freundin,“ antwortete Bralle Katt und näherte sich dem Tische, an welchem man Platz für ihn machte, den er ohne alle weitere Komplimente einnahm.

„Nun, lieber Freund,“ sagte Karoline Pillerding wieder, „so thue die Schleuse Deines Mundes auf,“ und Bralle Katt nahm eine geheimnißvolle Miene an, hob seine Glasaugen in die Höhe und unterbrach dann auf einmal das entstandene Stillschweigen durch ein lautes heftiges: „Aufgepaßt!“ so daß die Mädchen erschrocken zusammenfuhren.

„Na, was das für dummes Zeug ist! Gerade als ob wir nicht von uns selbst aufpaßten, ohne erst daran erinnert zu werden,“ sagte Karoline.

„Liebe Freundin, Du mußt wissen, daß heute Weihnachtsabend ist und da bedarf es ganz ungewöhnlicher Ceremonieen,“ antwortete Bralle. „Aber hört nun, was ich zu berichten habe. — Ihr werdet Euch todtlachen —“ und darauf fuhr er fort:

„Ihr kennt doch Alle Herrn Nobb, der auf der Kreuzgasse Theetassen, Karaffinen, Gläser, Flaschen und andere mehr oder weniger nennbare und nicht nennbare Dinge verkauft? — Du weißt wohl, Lotta Holm, was ich meine?“

„Was beliebt?“ antwortete Lotta, welche eben Ulla Silberköld etwas in's Ohr flüsterte und nicht gehört hatte, wovon die Rede war.

„Ganz recht, gerade das meinte ich. Alles, was beliebt, von Glas oder Porzellan und überdies Bombastin, Nesselstuch und Gros de Naples. — Nun kam vor einiger Zeit die charmante Frau Dehman in Nobb's Laden und wollte Gingham einkaufen, wofür Herr Nobb aber zwanzig Schilling die Elle forderte. Das Zeug war schön und fein, das ist wohl wahr und von dem modernen rothstreifigen, in welches Ihr Alle so vernarrt seid.“

„Lieber Freund“, sagte Frau Larnegi, „ich für meinen Theil finde gar keinen Gefallen an dem rothstreifigen; überdies ist es auch viel zu theuer.“

„Ja siehst Du, meine liebe Freundin, deshalb wollte Frau Dehman auch nicht mehr als achtzehn Schilling für die Elle geben und handelte lange mit Herrn Nobb, er aber durchaus nicht nachgab, worauf sie endlich ihrer Wege ging.“

„Mein lieber Freund, ich fange fürwahr an einzu

schlafen, wenn Du Dich nicht beeilen willst," sagte Frau Snebberg, die sehr ungeduldig war und gern das Ende der Geschichte wissen wollte.

„Wartet nur, wartet nur, lieben Freundinnen, das Beste kommt allemal zuletzt.“

„Na, das ist ja ganz albern," sagte wieder Karoline Pillerding.

„Wohlan! Kürzlich war, wie Ihr Alle wißt, Bill bei Blommens und auf einmal sieht Frau Dehman, daß Herr Nobb auf sie zukommt, um sie zu einem Tanze aufzufordern. Er engagirte sie auch wirklich zur dritten Quadrille, und sie konnte es ihm nicht abschlagen. Während des Tanzes ward Herr Nobb von seiner schönen und liebenswürdigen Tänzerin immer mehr und mehr hingerissen und als die Quadrille zu Ende war, hatte unseres guten Nobbs Entzücken den höchsten Gipfel erreicht. — Er führt Frau Dehman wieder nach dem Sofa, drückt mit Leidenschaft ihre schöne Hand und sagt: Meine gute Frau Dehman, ich danke Ihnen ganz gehorsamst, Sie sollen das rothstreifige Zeug ganz umsonst haben.“

Der Salon hallte von einem entsetzlichen Bravorufen wieder, begleitet von Frau Pillerdings gewöhnlichen Redensarten: „Nein, das ist doch entzückend! Und dabei doch zugleich so albern! Es wird mir ganz übel. Aber Du machst doch keine Lügen, lieber Freund?“

Bralle Ratt versicherte, daß diese Geschichte buchstäblich wahr sei und wendete sich darauf zu Frau Suedberg, indem er sagte: „Nun, Christine, war das nicht schön? Was denkst Du davon?“

„Ich muß aufrichtig gestehen, daß meine Gedanken ganz wo anders waren.“

„Was sagst Du? Waren Deine Gedanken vielleicht beim Lieutenant Anderstedts?“

„Ich verbitte mir alle Impertinenzen,“ unterbrach sie ihn, und Frau Dickson bat Bralle Ratt, eine andere Geschichte zu erzählen.

Er zeigt sich nicht abgeneigt und beginnt:

„Kennst Du Herrn Hegel — er verkaufte Nägel?“

„Ja wohl, ja wohl, was ist denn mit ihm?“ fragte Frau Silow.

„Nun, das ist die ganze Geschichte, weiter war es nichts.“

„Das war schade,“ sagte Ulla, die nicht weit vom Markte wohnte und gern einen Mann haben wollte.

Doctor F\*\*\* trat in diesem Augenblicke ein und berichtete, daß der Hauswirth besser sei, aber noch nicht sein Zimmer verlassen dürfe.

Es ward nun wie gewöhnlich Thee servirt und die junge reizende Wirthin machte die Honneurs des Hauses auf die allergraziöseste Weise.

## Behtes Kapitel.

### Fortsetzung.

Sieh kenne Dich, schöne Maas.  
Pierrot.

Die Thüren zum großen Speisesaal wurden aufgerissen und man hörte aus demselben ein Trompetensignal gleich dem, welches man beim Abblasen der St. Lorenzmesse zu vernehmen gewohnt war.

Alle Gäste standen von ihren Plätzen auf und strömten nach dieser Richtung hin.

Als sie in den großen geräumigen Saal traten, fielen ihnen sogleich die beiden mitten darin stehenden Buden in die Augen, welche jetzt mit einer Menge verschiedener und mit viel Geschmack arrangirter Artikel gefüllt waren.

Die Gäste verstanden sogleich, daß dies die bestimmten Weihnachtsgeschenke waren und man drängte sich herum, um sie näher in Augenschein zu nehmen.

Es war eben so interessant, als charakteristisch, die verschiedenen Urtheile und Wünsche der Zuschauer mit anzuhören.

„Ach, wenn ich doch den schönen Shawl bekäme!  
— Nein, das Halsband da wünsche ich mir! — Diese Krause dort ist göttlich! — Den Kragen habe ich fürwahr gestern in Nissens Gewölbe gesehen und dachte: Ach, wenn doch Jemand so barmhertzig wäre, Dir ihn zu schenken! — Siehst Du die schöne Girtelnde, die dort hängt? — Ich möchte wissen, wer die Glückliche ist, die sie bekommt!“ und so weiter. Aber noch wußte Niemand, wie das Räthsel sich lösen würde, denn auf keinem dieser gewünschten Gegenstände stand ein Name, sondern bloß ein Nummer.

In der ersten der Buden sehen wir eine als Handelsfrau ausgezeichnet gut costümirte Person; es war Herr Eneberg, der für diesen Abend diese Rolle über sich genommen hatte, die er auch auf die geistreichste und naivste Weise ausführte.

In der andern Bude sehen wir einen Schacherjuden; dies war unser bekannter Pillerding und man hätte unmöglich eine passendere Person wählen können, da man einmal beschlossen hatte, daß die in diesen Buden stehenden Subjecte keine Gesichtsmasken tragen sollten.

Nachdem die Gesellschaft endlich sich die Sachen genug betrachtet und man auch mit der Handelsfrau

und dem Juden genug gescherzt hatte, ward die Aufmerksamkeit auf's Neue durch ein eintretenden maskirten Postillon in Anspruch genommen, der ein Briefkelleis n auf der Schulter trug.

Er theilte einige Briefe aus und die glücklichen Besitzer derselben beickten sich, dieselben zu erbrechen. Man fand blos eine Nummer darin. Sehr bald jedoch kam man auf den Gedanken, diese Nummer einem der in den Buden stehenden Verkäufer zu präsentiren, die sich auch bewegen ließen, dem Inhaber die mit derselben Nummer bezeitnete Waare auszuhändig-n.

Die Gesellschaft ward es gleichwohl überdrüssig, im Saale zu stehen und auf die Briefe zu warten. Dieses Vergnügen hatte schon den Reiz der Neuheit verloren und die Glücklichen werden ihres Glückes so leicht überdrüssig.

Die Frauen gingen, und die Andern mit ihnen, wieder in den Salon und setzten sich um den Tisch. Bralle Ratt nahm später das Amt eines fliegenden dienenden Geistes auf sich und besorgte das Auswechseln der Briefe und der Geschenke.

Herr Filow hatte, wie gewöhnlich, sich dadurch ausgezeichnet, daß er die meisten und kostbarsten und auch geschmackvollsten Weihnachtsgeschenke gegeben hatte, und jedes Mal, wo ein neues Geschenk für den auf dem Sopha sitzenden Ausschuß, die Frauen Pillerding,

Lickson, Filow und Lang, producirt ward, verfiel die Erstgenannte, die bei allen solchen Gelegenheiten das Wort führte, nicht, auszurufen: „Nein, das ist doch ganz entzückend! Das ist zu charmant!“ Und wenn das Weihnachtsgeschenk ihr selbst zufiel, so hörte man: „Nein, ich muß mich wirklich schämen, meine gute Eleonore! Ich versichere Dir, ich schäme mir die Augen aus dem Kopfe.“

Die Abwesenheit des Wirthes würde natürlich allgemein beklagt und man bat Doctor F\*\*\*, sich von Neuem von seinem Zustande zu unterrichten und gleichzeitig den Dank für alle die angenehmen Ueberraschungen zu überbringen, welche der Kranke seinen Gästen bereitet hatte.

Der Doctor ging. In Herrn Deckman's Zimmer angelangt, setzte er sich an das Bett des Kranken und fragte nach seinem Befinden.

„Es geht etwas besser, mein lieber Doctor und ich hoffe morgen wieder auf den Beinen zu sein. Aber sagen Sie mir vor allen Dingen, hat man sich heut Abend da unten auch wirklich amüfirt?“

„Anfangs hat man Sie allgemein vermißt, und was das Amüsiren anbetrifft, so muß ich, wenn ich der Wahrheit treu bleiben soll, Ihnen mittheilen, daß alle Gäste allerdings sagen, sie hätten sich amüfirt, aber

daß es in Bezug auf jeden Einzelnen in Wirklichkeit nicht der Fall ist.“

„Aber, mein bester Doctor, das ist ja höchst beklagenswerth und was kann wohl die Ursache davon sein? Ich habe doch, wie Sie wissen, Alles aufgeboten, um diesen Abend recht fröhlich und heiter zu machen.“

„Ja, das ist wohl wahr, mein guter Herr Doctor, aber die Menschen sind einmal so wunderbarlich. — Frau Sagge hatte von ihrer Tochter Eleonore einen Hut zum Weihnachtsgeschenke bekommen, aber die Farbe desselben war von der Art, daß nach Ansicht der Mutter ihr Aussehen älter gemacht ward, als sie wirklich ist. Nun ist sie mißvergnügt und glaubt, ihre Tochter habe die Farbe mit Vorsatz gewählt.“

„Frau Filow hatte sich einen Cashemirshawl gewählt und bekam statt dessen einen von Atlas, der nicht nach ihrem Geschmack ist.“

„Frau Pillerding hat dieses Jahr nicht so viel Geschenke erhalten, als vorige Weihnachten.“

„Frau Sneedberg's Laune war nicht die beste und sie beklagte sich gegen mich, daß ihr Gemahl gestern Abend zu viel Cognac in seinen Toddy getan hatte.“

„Frau Tarnegi hatte Vapeurs und winselte über den entsetzlichen Lärm.“

„Frau Lang kam mißvergnügt an, denn sie hatte

mit ihrem Gemahl schon zu Hause eine Carambolage wegen Frau Kordon gehabt.

„Frau Feinrich betrauerte natürlich ihren Gatten.

„Frau Lickson hatte Herrn Lickson in einem Gespräche mit mir sie „meine Frau“ nennen hören und nicht, wie sie ihm tausendmal befohlen, „Frau Lickson; — — und was nun endlich Ihre eigne junge Frau Gemahlin betrifft, so kann man sich nicht wundern, daß sie im höchsten Grade verzweifelt ist, denn Sie haben ihr ja heuer auch nicht das Allermindeste geschenkt.

„Sehen Sie, mein guter Herr Deckman, in Folge alles Dessen waren die Frauen mißvergnügt und was die Mädchen und die Herren betrifft, so steht es nicht viel besser.

„Ulla Silversköld meinte, daß ihre Freundin Halm mehr bekommen hätte, als sie, und Lotta Halm meinte dagegen, daß Ulla Silversköld schönere Weihnachtsgeschenke bekommen hätte, als die ihrigen.

„Susanne Tarnegi hatte von ihrer Mutter ein kleines Herz von Bernstein und Gold erhalten und sagte, als sie es erblickte: Pfui, das ist Mama's altes Bernsteinherz, und weinte vor Aerger.

„Herr Filow stand und berechnete, was alle Weihnachtsgeschenke ihm gekostet, und bereuete, daß er es sich nicht erst besser überlegt.

„Herr Pillerding erhielt von seiner Frau eine Gar-  
dinenpredigt u. s. w. u. s. w.“

„Aber, mein bester Doctor, Sie machen mich in  
der That verdrießlich.“

„Wie! also auch Sie sind mit Ihrem Abend nicht  
zufrieden? Ihnen hätte ich gleichwohl mehr Philoso-  
phie zugetraut. Da lobe ich mir die Hornlaterne, der  
man einen Kobold geschenkt hat und die immer noch  
lacht und sich über alle Maßen freut. Sa, ja, sehen  
Sie, mein lieber Herr Deckman, die Armen sind glück-  
licher, als wir Reichen es glauben.“

Der Doctor kehrte zur Gesellschaft zurück, erzählte,  
daß Herr Deckman sich ziemlich wohl befände, worauf  
er sich schnell aus dem Saale schlich und fortbegab.  
Als er auf die Straße heruntergekommen war, rief  
sein Bedienter dem Kutscher zu, daß er vorfahren sollte.

Der Doctor stieg in seinen Wagen und der Be-  
diente fragte:

„Wohin befehlen Sie zu fahren, Herr Doctor?“

„Nach der Windspitze,“ antwortete Doctor F\*\*\*.

In diesem Augenblicke ward gemeldet, daß die  
Tafel servirt sei.

Wir wollen die vornehme Welt soupiren lassen  
und folgen inzwischen unserm Doctor.

„Guten Abend, meine liebe Frau Deckman und  
meine kleine Christin,“ sagte Doctor F\*\*\*, indem er

in den bekannten Saal eintrat, wo noch der chinesische Schrank stand. „Ich wurde heute Abend zu Ihrem Herrn Nachbar, Herrn Kebden gerufen, dessen Haushälterin plötzlich krank geworden ist. Sie wissen selbst, meine Herrschaften, wie viel Herr Kebden auf seine schöne Mamsell hält; ich war daher gezwungen, herauszufahren, und da ich doch nicht zeitig genug zurückkomme, um in der Stadt soupiren zu können, so lade ich mich selbst zum Weihnachtsgrüße bei Ihnen ein, lieben Freunde, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Kebden

Der Doctor ward von den überraschten Damen mit der herzlichsten Freude empfangen und man setzte sich an einen Tisch, dessen ganzer Schmuck ein kleiner Weihnachtsbaum war und dessen einzige Delikatessen in Lantensfischen und Reisgrüße bestanden.

„Glauben Sie nicht, Herr Doctor,“ sagte Christine nach der Mahlzeit, „daß es von meinen Geschwistern unartig ist, heute am Weihnachtsabend nicht einmal Mama und mich einzuladen? Wir sind doch immer die nächsten Verwandten und meine gute Mama hat niemals so gehandelt, wie Stiefmütter gewöhnlich zu thun pflegen. Ueberdies bin ich ja ihre Schwester, und wenn wir auch nicht dieselbe Mutter haben, so ist doch mein Vater auch der ihrige. Der Fehler ist aber, daß wir arm sind und sie reich.“

„Siehst Du, mein Kind,“ antwortete der Doctor,

„wenn Du auch dorthin eingeladen worden wärest, so würdest Du Dich gleichwohl dort nicht amüßet haben. Ich kann Dir das versichern und wir haben uns dagegen hier an unserm kleinen Weihnachtstische ganz behaglich befunden. Ist das nicht wahr? Und warum willst Du nun Dein eigenes Glück dadurch stören, daß Du das Andern beneidest?“

„Nein, das will ich auch nicht, guter Doctor, und ich gebe zu, daß ich mich heute Abend ganz gut unterhalten habe. Ehe Sie aber kamen, Herr Doctor, war ich sehr betrübt und sowohl Mama als ich haben bloß Ihnen das Vergnügen zu danken, welches Sie uns noch zum Weihnachtsgeschenke bereitet haben. Gleichwohl bleibe ich dabei, daß in dem Hause meines Bruders mehr Glück und Freude geherrscht hat, als bei uns.“

„Mein Kind, da hast Du Unrecht und glaube mir: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in das Himmelreich kommt.“

Die alte Frau Deckman nickte ihren Beifall und Christine schlug die Augen nieder.

Wir wünschen dem Doctor fürwahr Glück, daß er diese Worte nicht in der Deckman'schen Familie in der Stadt äußerte, denn ersteres würde sie Niemand verstanden und dann würde Karoline Pillerding gesagt haben: „Nein, das ist doch ungeheuer dumm.“

Der Doctor nahm hierauf Abschied und setzte sich wieder in seinen Wagen.

Der Bediente fragte wieder seinen Herrn, wohin man fahren solle.

Der Doctor zeigte mit der Hand durch das Wagenfenster und der Wagen verschwand in der Finsterniß der Nacht.

Vergebens suchen wir seine Spur auf der Landstraße.

-----

Mittlerweile ging das Souper bei Deckman's in der Stadt zu Ende und die Gäste kehrten aus dem Speisesaale in den kleineren Salon zurück.

Beim Eintritte erblickten sie eine unbekante, aber höchst elegante Dame, die auf dem Sopha Platz genommen, und die Bestürzung ward um so allgemeiner, als die Fremde nicht aufstand und grüßte, sondern still und schweigend auf ihrem Plaze sitzen blieb.

Das Räthsel sollte sich gleichwohl sehr schnell lösen, denn es war eine Puppe in Lebensgröße, deren ganze Toilette ein Weihnachtsgeschenk für die Wirthin des Hauses von ihrem Gemahl war. Es war, wie Alle meinten, ein königliches Geschenk.

War die junge Frau nun glücklich? Wir wissen blos, daß sie — müde war.

-----

## Elftes Kapitel.

### Der reiche Mann und Lazarus.

Unser irdischer Verlust ist ein himmlischer Gewinn.

Stagnelius.

„Was ist Glück und was ist Unglück?“ fragten wir den Doctor F\*\*\*, als er uns seine zwei so verschiedenen Weihnachtsabende in der Stadt und auf der Windspitze erzählte.

„Es ist Beides ein und dasselbe,“ antwortete er.

Das war etwas hoch gegeben für uns Gothenburger, ganz besonders, wenn man das Glück oder (da Doctor F\*\*\* behauptet, es sei ganz einerlei) das Unglück hat, zur vornehmen Welt zu gehören. Wir baten daher um eine deutlichere Erklärung und der Doctor fuhr fort:

„Das Glück ist eine Einbildung und das Unglück ist eine Einbildung. Das, was nun ein und dasselbe

ist, muß auch zwischen sich gleich sein. Ich hoffe, Sie werden das zugeben?“

„Allerdings!“

„Aber es bleibt immer noch zu beweisen, daß das Glück sowohl, als das Unglück eine Einbildung sei und darum bitte ich.“

„Nun, wenn Sie mir Ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenken wollen, so hoffe ich, diesen Wunsch erfüllen zu können,“ sagte der Doctor und fuhr fort:

„Stellen Sie sich, lieber Freund, eine lange Kette vor, deren Glieder sämmtlich, ein jedes für sich, eine gewisse mit den andern Gliedern correspondirende Kraft besitzen, ein gewisses inneres Leiden, oder wenn man so will, ein allen in gleich hohem Grade und in demselben Verhältniß zugetheiltes innewohnendes gemeinsames — folglich nicht allein auf jedes der Glieder selbst, sondern auf die ganze Kette wirkendes — Gefühl von einem uns noch unbekanntem Zwang oder Einflusse.“

„Nehmen wir nun weiter an, daß die Enden einer solchen Kette mit einander vereinigt werden, so macht sie natürlich einen Ring, und die Kette, welche den Ring bildet, ist unendlich, denn sie hat, wie alle Ritzel oder Ringe, weder Anfang noch Ende. Das darin und bei allen Gliedern existirende Gefühl, der jeden Theil der Kette und diese selbst drückende Zwang wird nun auch in dem Ringe wirkend und eingeschlossen und

muß, dafern er eine gewisse Richtung oder eine Bewegung annimmt, einen Kreisgang antreten.

„Stellen wir uns nun weiter vor, daß alle Glieder einer solchen unendlichen Kette, ein jedes für sich, aus einer Menge anderer kleinerer Glieder gebildet sind, so können wir ja auch alle diese Glieder als kleinere unendliche Ketten betrachten, deren Glieder wiederum — als Theile unserer ursprünglichen Kette — in sich das erwähnte Leiden oder das Alle durchdringende Gefühl besitzen. Diese auf solche Weise belebten Ketten und Glieder können nun natürlich bis in's Unendliche immer wieder eingetheilt oder so zu sagen verkleinert werden.

„Nun haben wir zum Anfange, was die ursprüngliche Kette betrifft, in unserer Phantasie uns das Bild eines Gegenstandes geschaffen, welches eine treffende Ähnlichkeit mit einem Voltaischen Apparate hat, dessen Kupfer- und Zinkpole zusammengebracht sind und welcher Apparat wirklich auf diese Weise eine unendliche und geschlossene Kette bildet, deren Glieder (Scheiben) auch eine ihnen zugehörige innewohnende uns bekannte Kraft, einen zwischen ihnen allen correspondirenden Einfluß besitzen.

„Die Reduction nun, welche, wie wir uns vorstellen, mit unserer Kette stattfinden kann, läßt sich mit dem Voltaischen Apparat sogar veranschaulichen, wenn

man zu diesem Zwecke die Scheiben bloß unaufhörlich abtheilt und vermindert und daraus neue kleinere Apparate oder Ketten bildet.

„Der Voltaische Apparat oder die sogenannte galvanische Kette enthält Galvanismus (Elektromagnetismus). Dieser ist das ihr zugehörige innewohnende Leben oder Leiden, wovon ein unaufhörlicher Strom in einer gegebenen Richtung den Apparat durchfließt.

„Was nun unsere Kette betrifft, so wollen wir annehmen, daß auch sie auf dieselbe Weise und in einer gegebenen Richtung von dem ihr zugehörigen Gefühl oder Leben durchströmt wird.

„Wird die Voltaische geschlossene Kette unterbrochen und dann ihre beiden Enden von einander entfernt, so entsteht in den der Kette innewohnenden Kräften eine Spannung und die beiden Enden oder die sogenannten Pole zeigen uns deutlich ihre auf einen und denselben Gegenstand, z. B. auf die nach Norden zeigende Spitze einer Magnetnadel, geäußerte ungleiche Wirkung. Der eine Pol wird nämlich anziehend, man nennt dies negativ — der andere dagegen abstoßend oder positiv. Der elektromagnetische Strom der galvanischen Kette, nimmt übrigens seine Richtung von dem negativen nach dem positiven Pole.

„Nun wollen wir voraussetzen, daß auch unsere

Kette, wenn sie unterbrochen wird, uns eben so, wie die Voltaische, zwei verschiedene Pole giebt, welche eben so auf einen gewissen Gegenstand, wir wollen z. B. sagen auf die Menschen, eine Wirkung, entweder Anziehung oder Abstoßung ausüben. Wir wollen nun in unserer unterbrochenen Kette den anziehenden Pol, den Pol des Glücks und den abstoßenden den Pol des Unglücks nennen und uns vorstellen, daß die Kräfte oder Strömungen in dieser, wie der Voltaischen Kette, ihre Richtung von dem negativen Glückspole nach dem positiven Unglückspole nehmen.

„Wir wollen nun, versteht sich blos in Gedanken, den Voltaischen Apparat als ein zur Veranschaulichung unseres Gegenstandes angenommenes nothwendiges Gleichniß beibehalten und ausschließlich unsere Kette näher studiren — zuerst als geschlossen und als unterbrochen.

„So lange unsere Kette einen geschlossenen Ring ausmacht, so wird sie, wie schon gesagt, und eben so wie die Voltaische, von ihrer innewohnenden Kraft, ihrem Gefühl oder ihrem Leiden, auf eine gleiche und regelmäßige Weise durchströmt, ohne daß dieser Strom auf irgend ein Hinderniß oder ein Ende stieße. Diese unaufhörliche, gleichartige und ohne Unterbrechung fortschreitende Bewegung kommt jedem der Theile oder Glieder unserer Kette wie ein

Stillstand, wie eine Ruhe vor, die man mit der Unbeweglichkeit vergleichen kann, welche unsere Erdkugel, ungeachtet ihres schnellen Kreislaufs, zu besitzen scheint. Die Menschen haben deshalb auch nur auf indirekte Weise vermuthen und endlich nur mit Mühe und erst spät beweisen können, daß es die Erde ist und nicht die Sonne, welche sich dreht.

„Wird aber unsere Kette unterbrochen, so hört in demselben Augenblicke, eben so wie bei der Voltaischen sowohl das Gleichgewicht als auch die regelmäßige Bewegung auf; es entsteht auch hier eine Spannung, denn die innewohnende Kraft wird zerrissen und der in unserer Kette vorhandene Strom kann nun nicht mehr in sich selbst ausfließen, das heißt, er kann sich nicht mehr mit seinem Ursprunge vereinigen; die Kräfte, welche sich wieder zu vereinigen suchen, nehmen aber gleichwohl alle in der Kette die uns bekannte Richtung.

„Unsere Kette war im geschlossenen Zustande unendlich; unterbrochen wird sie dies auch, denn ihre unaufhörlich weiter fortgestoßenen Kräfte müssen in Unendlichkeit ihren Weg, ihre Flucht und ihr Suchen fortsetzen. Diese Flucht verursacht nun bei einem jeden der suchenden Glieder einen Zwang, eine Spannung oder einen Druck, der mit den Wogen des Meeres zu vergleichen ist, und dieser Druck kommt, wie wir es angenommen haben, von dem Pole des Glückes in der

Richtung nach dem des Unglückes, wohin auch alle sich wenden. Sie finden aber niemals ein Ziel, denn nach dieser Richtung hin ist die Kette, wie schon gesagt, unendlich.

„Wenn aber und auf diese Weise unsere Kette auch keinen Schluß hat, so hat sie doch einen Anfang, das heißt, einen Ausgangspunkt, nämlich da, wo die Kraft ihren Ursprung, ihre Entwicklung oder ihre Inspiration hatte. Dies ist der Anfang, der Pol des Glückes.“

„Wir bitten um Entschuldigung, daß wir unterbrechen müssen,“ sagten wir. „Können Sie uns wohl vor allen Dingen in der Wirklichkeit, außer der Voltaischen, eine solche geschlossene Kette zeigen, Herr Doctor?“

„Ja allerdings, aber bloß eine einzige. Es ist die größte und die, wovon alle andere nur Theile oder Glieder ausmachen oder ausmachen; es ist die Kette der Natur und der Schöpfung — das Universum, und in diesem herrscht eine ewige Ordnung, ein ewiges Gleichgewicht, ewige Ruhe und ewige Harmonie.“ —

„Und eine unterbrochene Kette?“ fragten wir.

„Diese ist das Menschengeschlecht,“ antwortete der Doctor. „Aber lassen Sie mich fortfahren. Ich wollte ja erklären, was das Glück und was das Unglück ist. Ja,“ fuhr er fort, „das Menschengeschlecht,

ist eine solche zerrissene Kette und die Menschen sind die Glieder. Sie fliehen alle in der Richtung von dem Pole des Glücks nach dem des Unglücks; wie schnell ihre Flucht aber auch ist, so kommen sie doch niemals ihrem Ziele näher, denn der Weg, den sie vor sich haben, ist unendlich. Ihr in der Kette mit Mühe errungener Platz mag nun sein oder werden, welcher er wolle, so haben sie doch keiner vor dem andern in dieser Richtung einen Vorsprung gewonnen. Sie sind alle unglücklich und beim Lichte besehen, desto unglücklicher, je weiter sie in dieser Richtung kommen, denn sie erhalten dann einen um so größern Druck von der andern Richtung her, gerade deshalb, weil sie durch ihr weiteres Fortschreiten eine größere Anzahl Glieder von dem Pole des Glücks hinter sich bekommen haben und natürlich kein Ziel vor sich sehen.“

„Das ist allerdings ein Unglück!“ riefen wir etwas voreilig aus.

„Nein, es ist Einbildung,“ antwortete der Doctor.

„Das verstehen wir noch nicht,“ wendeten wir ein. —

„Sehen Sie, lieben Freunde und Mitarbeiter,“ sagte der Doctor, „es muß ja Einbildung sein, denn sie suchen alle ein eingebildetes Ziel — ein Ziel, welches nicht vorhanden ist.“

„Ja,“ sagten wir, „aber wie können sie anders sein? Das einzige Ziel, welches sie haben, ist, wie wir hörten, der Anfang der Kette und davon werden sie ja unwillkürlich von der inwohnenden Kraft hinweggetrieben. Sie glauben ja, ob schon fälschlich, wie wir vermuthen, daß sie nach der rechten Richtung hin fliehen?“

„Getroffen,“ sagte der Doctor. „Aber wenn sie sich nun nach der andern wenden wollten? Und es giebt wirklich einige wenige, aber äußerst wenige, die dies thun. Wir wollen nun sehen, was dann die Folge sein muß.“

Er fuhr fort:

„Eben so wie die im erstgenannten Falle nur Glieder vor sich sahen, welche sie mit Unrecht die des Stückes nannten, so sehen nun die in dem letztern Falle, wenn sie sich nun wenden, blos solche, welche, wie sie glauben, Glieder des Unglücks sind.“

„Aber in dieser umgekehrten Richtung sieht das Glied auch etwas Anderes, etwas was es vorher nicht sah. Es sieht nämlich ein Ziel, denn nach dieser Richtung hin hat ja die Kette ein Ende, einen Schluß, oder richtiger gesagt, ihren Anfang.“

„Der Anblick alles dieses Unglücks, wie er es nennt, macht Anfangs auf das sich dorthin wendende Glied, den Menschen, einen entsetzlichen Eindruck. Aber dieser Eindruck vermindert sich und verliert all-

mählig seine Furchtbarkeit, theils aus dem Grunde, weil der Mensch sich einbildet und glaubt, daß alle Glieder nach dieser Richtung hin unglücklicher sind, als er selbst; theils und noch mehr deshalb, weil er nun alle seine Gegner übersehen, sich an ihren Anblick gewöhnen und sie wieder drücken kann, anstatt wie in seiner frühern Stellung der Fall war — von ihnen gedrückt zu werden.

„Da ein Stillstand von allem Anfange an stets unmöglich ist und bleibt, so strebt das Glied oder der Mensch sogleich wieder den Strom, sein nun endlich sichtbares Ziel zu erreichen, und jemehr er sich diesem nähert, desto geringer, weniger, schwächer und unbemerkbarer werden in seinen Augen die Gegner, die eingebildeten Unglücke, welche noch bekämpft und überwunden werden müssen und desto mehr gewinnt er selbst an Kraft und desto näher kommt er dem ersehnten Ziele. Dies wird endlich einmal auf diesem Wege und in dieser Richtung erreicht, denn wie gesagt, hier giebt es ein Ziel.“

„Und was geschieht dann?“ riefen wir ungeduldig.

„Der Mensch stirbt,“ antwortete der Doctor.

„Das ist allerdings ein Glück,“ sagten wir.

„Nein,“ sagte der Doctor, „es ist Einbildung.“

„Wie ist dies möglich?“

„Denn er wird von Neuem geboren.“ — —

„Also,“ sagten wir, „ist die einzige Bestimmung des Menschen die, in umgekehrter Richtung als die, welche die Andern gewöhnlich einschlagen, nach dem Ziele zu streben, welches, wie die Meisten sich einbilden, das des Unglücks, in der That aber das des Glücks ist.“ —

Der Doctor antwortete :

„Nicht selne einzige Bestimmung, denn ich habe schon vorher gesagt, daß jedes Glück wieder an und für sich eine kleinere Kette ist und so in Unendlichkeit fort, und der Mensch, der ein Glied in der großen Kette des Menschengeschlechts ausmacht, ist an und für sich auch eine dergleichen kleinere, welche in der Kindheit oder vielleicht auch schon bei der Geburt zerrissen, ebenfalls vereinigt werden muß, dafern auch ihre Glieder (die Leidenschaften) dasselbe Leiden und denselben Druck durchmachen sollen, wie die der erstern.“

Er fuhr fort :

„Diese letztere Kette, das heißt der Mensch selbst, kann gleichwohl leichter sich wieder vereinigen, als die erstere, denn sie hängt nicht von den andern Gliedern ab, sondern blos von sich und sobald sie dem zufolge sich blos mit sich selbst vereinigt — das heißt mit ihrem eigenen Ursprunge — so ist die Kette geschlossen.“

„Aber, mein bester Doctor, wie sollen denn diese Glieder, das heißt, die armen Menschen, den richtigen

„Weg finden? Wie sollen sie lernen und verstehen, sich von dem eingebildeten Ziel, welches sie suchen und fälschlich für das des Glückes halten, abzuwenden zu dem einzigen Ziel, welches es giebt, aber welches sie mit Unrecht für das des Unglückes ansehen? Wer schenkt ihnen wohl einen solchen Rath, eine solche Eingebung, einen solchen Glauben, eine solche Ueberzeugung, mit Einem Worte, wo ist die Macht, welche ihnen den rechten Weg zeigt?“

„Diese Macht ist die Religion,“ antwortete der Doctor.

„Welche Religion denn?“

„Alle.“

„Der Doctor kann vielleicht Recht haben,“ dachten wir; da wir aber die Schwachheiten der Menschen, ihren Unglauben und Wankelmuth kannten, so fragten wir ihn weiter:

„Haben denn alle diese irrenden Menschen keine andern Stützen während ihres Kampfes? Giebt es denn Nichts oder Niemanden, der außer der Religion ihnen hilft und sie unterstützt und ihnen thätig beisteht?“

„Nicht!“ antwortete Doctor F\*\*\*.

Wir waren in der That verblüfft und begriffen im Anfang diese lakonische Antwort nicht; nachdem wir aber eine Weile nachgedacht, sagten wir:

„Also wohl durch ihren Reichthum? Denn dieser ist allerdings wohl ein Mittel für die Menschen, um dem zu begegnen, was sie Unglück nennen.“

Der Doctor zuckte die Achseln und antwortete:  
 „O weit gefehlt! Ich habe Reiche gesehen, die unendlich unglücklich waren und ich habe Arme gekannt, die dagegen unbeschreiblich glücklich waren. Die erstern sahen nach dem unrechten, die letztern nach dem richtigen Ziele.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, uns unter unsern Bekannten einige solche Beispiele zu zeigen?“  
 baten wir.

„Recht gern,“ antwortete der Doctor, „und ich will sogar die reichsten Personen, die wir in Gothenburg kennen, nämlich Tarnegi's zum Beispiel, auf der einen Seite nehmen; was dagegen die Armen betrifft, so werde ich auch mit leichter Mühe solche finden, deren Lage für unsern Zweck passend ist.“

Hierauf erzählte er:

#### Der Reiche.

„Ich kam neulich zu Frau Tarnegi, die im höchsten Grade an Nervenschwäche, hysterischen Uebeln und schlechter Laune litt, welche letztere natürlich eine Folge der erstgenannten Krankheiten war. Sie beklagte sich gegen mich über alles Dies und noch mehreres Andere.

„Als ich sie bat, sich zu beruhigen und bemerkte,

daß ihre Unruhe und üble Laune nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirke, sagte sie:

„Wie könnte es wohl anders sein? und theilte mir hierauf mit, daß sie von einer Menge Menschen überlaufen würde, welche sie für reich hielten und von ihr Hilfe verlangten. Auch erzählte sie, daß besonders ihre Schwester Christine, die nach dem Tode der Mutter sehr unglücklich mit einem gewissen Herrn Chr. Hamm verheirathet war, ihr jetzt gar keine Ruhe ließe und daß sie dieselbe weder mit guten noch mit bösen Worten abzuweisen vermöchte u. s. w. Können Sie sich wohl denken, bester Herr Doctor, sagte sie, daß Christine nicht einmal ihrer Wege gehen will? — Wo ist sie denn da? fragte ich. — In der Küche, flüsterte sie, denn ich kann sie ja doch nicht hier in meinem Zimmer empfangen. — Ich zuckte die Achseln und sie fuhr fort:

„Und nun denken Sie sich, mein bester Herr Doctor, was gestern Abend geschah. Sie wissen wohl, daß ich einen schönen neuen Wagen habe? Ich habe ihn von meinem Bruder Ole gekauft und erst vor kurzem neu lackiren lassen. Gestern wollte ich ausfahren und der Wagen hielt schon vor der Thür. In demselben Augenblicke ging ein Gassenbube vorbei, hob einen spitzigen Stein von der Straße auf und warf ihn aus Leibeskräften an meinen Wagen und ein großes Loch

in die Thür, gerade da, wo unser Name angemalt stand.

„Ist das nicht entsetzlich und höchst empörend? Habe ich nicht Grund zu klagen und mich sehr unglücklich zu fühlen? Ja, ja, ich sehe immer mehr und mehr ein, daß man mich zu Tode peinigen will.

„Nun sind auch Bruder Olle's Angelegenheiten auf einmal so schlimmer Art geworden, daß diese Familie wahrscheinlich auch an den Bettelstab kommt und mir dann zur Last liegt. Ich habe mich schon genöthigt gesehen, einen von Olle's Söhnen an gewissen Tagen der Woche bei mir essen zu lassen — — — und alles Dies und noch vieles Andere dazu, sehen Sie, mein bester Herr Doctor, plagt mich so, daß ich ordentlich gelb im Gesicht geworden bin und ordentlich die Gelbsucht zu bekommen fürchte.

„Nein, die bekommen Sie schon nicht, meine liebe Frau Carnegi, sagte ich, aber gesund werden Sie auch niemals, wenn Sie sich sehr ärgern.

„In demselben Augenblicke kam Herr Carnegi von der Börse und wollte sich zu Tische setzen.

„Er lud mich ein, ebenfalls Platz zu nehmen und ich konnte es ihm nicht abschlagen, obschon ich bemerkte, wie die Frau vom Hause ihrem Manne mit den Augen zublinzte.

„Wir waren fünf Personen zu Tische, nämlich

Herr und Frau Tarnegi, die Tochter Susanna, deren Gouvernante Mamsell Torlett (eine Creolin) und ich.

„Was nun die Mahlzeit selbst betrifft, so versichere ich Ihnen, daß Frau Tarnegi's Bruder Gregorius diesen ganzen Mittag nicht einen einzigen Mundbissen hätte genießen können. Gleichwohl muß ich bemerken, daß die Gouvernante der Tochter nicht von den Gerichten aß, welche aus der Tarnegi'schen Küche aufgetragen wurden, denn die Hausfrau war mit ihr übereingekommen, daß sie ihr Essen aus einer Speisewirtschaft holen lassen sollte. Dies geschah auch und es war die sogenannte „Haargret,“ welche für zwölf Schilling pro Couvert das Essen lieferte, das der Erzieherin der reichen Erbin zur Kost diente. Dagegen kostete Frau Tarnegi fleißig von Mamsell Torlett's Schüssel und rühmte sie über die Maßen. Uebrigens aß unsere Wirthin selbst beinahe gar nichts und da die Tochter auch nicht mehr essen durfte, als eben nöthig war, um nicht zu verhungern, so waren der Wirth und ich die einzigen essenden und die andern blos kostende Personen.

„Auf diese Weise konnte die Mahlzeit, die aus einem kleinen Bergdorsch, drei kleinen Cotelettes und einem einzigen Pfannkuchen bestand, auch für uns Alle ausreichend sein.

„Sehen Sie, meine Freunde, so war der Tisch der reichen Frau und sie würzte d s Mahl weder

*Haargret*

für sich noch für Andere mit der Würze der Gastfreundschaft, des Wohlwollens oder der Wohlthätigkeit.

„Es war eine Pein für jeden Menschen, in Frau Carnegi's Nähe zu verweilen. Man sah sie leiden und man litt selbst mit. Ihre Augen, mit welchen sie unaufhörlich zwinkerte und blinzelte, wurden von dem Tageslichte auf schmerzhafteste Weise angegriffen. Der liebliche und milde Wohlgeruch der Moosrose berührte ihre Niechorgane zu stark. Der Gesang der Nachtigall, das Jubeln der Kinder, die Töne der Harfe und die am tiefsten herabgestimmte Sprache des Freundes erschütterte ihr Trommelfell auf unbehagliche Weise und ein beständiges: St, st, st! ging, Alles zum Schweigen bringend, über ihre Lippen. Ihre Haut hatte eine solche Reizbarkeit angenommen, daß sie kein Stück Seidenzeug und keinen seidenen Faden berühren konnte, ohne einen Schauer zu fühlen, und die meisten Nahrungsmittel waren, nach ihrem Geschmack, entweder zu sauer, zu salzig, zu süß oder zu bitter. Eine Tasse Thee verursachte ihr Vapeurs und ein Butterbrot gab ihr Unlaß zu Unverdaulichkeit. Der Schlag der Wanduhr versetzte ihre Nerven in Beben und eine stark zugeschlagene Thür zog ihr Krämpfe zu.

„Am Tage müde und matt, sehnte sie sich nach der schlaflosen Nacht, welche sie doch auch zugleich fürchtete und — — der Tod — der Tod, dieses entsefliche,

sie unaufhörlich beunruhigende, ihr Schreck einjagende und Vernichtung verkündende Gespenst, dieses unvermeidliche Schicksal und Ende, dieses Unglück, welches von keinen Millionen sich weder erweichen, noch entfernen, noch verschrecken läßt — der Tod war ihr bei jedem Athemzuge drohender, plagender, verfolgender, ängstigender, peinlicher und unverföhnlicher Feind.

„Frau Tarnegi war unglücklich, das haben Sie wohl schon eingesehen. Sie war weit unglücklicher als alle die Armen, die ich jemals gekannt, denn sie war krank, sie war unzufrieden mit sich selbst und Andern, sie war des Lebens müde und fürchtete doch den Tod und war so geizig, daß sie sich von den Bedürfnissen der Menschen sogar das versagte, welches selten dem ärmsten, dem kränksten oder dem elendesten fehlt, ich meine das Bedürfniß, den Genuß nämlich, gegen seine Mitmenschen hilfreich oder wenigstens theilnehmend zu sein.“

„Frau Tarnegi fand auf Erden keinen Trost, sie suchte ihn im Himmel. Sie hatte sich nach der falschen Richtung gewendet.“

„Aber,“ wendeten wir ein, „es ist uns gleichwohl bekannt, daß Tarnegi's große Opfer für das allgemeine Beste, für gute Stiftungen, Armenversorgung u. gebracht haben.“

„Sehen Sie,“ antwortete der Doctor, „Tarnegi's thun dies allerdings und verfehlen selten, sogar enorme

Summen auf die Subscriptionlisten zu zeichnen, die man ihnen allemal zuerst präsentirt; aber diesen Geschenken liegt nicht Wohlthätigkeit zu Grunde, sondern Eitelkeit. Man weiß, daß so etwas Aufmerksamkeit in der Stadt und im ganzen Lande erweckt; man hört, wie in allen Gesellschaften davon gesprochen wird, daß Tarnegi's zwanzigtausend Reichsthaler zur Anlegung einer neuen Straße, Erbauung einer neuen Börse, eines Kranken- oder Badehauses gezeichnet haben und deshalb thun sie es. Dagegen die Lage eines unglücklichen Mitmenschen mildern; einem Freunde aus der dringenden Noth des Augenblickes helfen; mit einigen tausend Thalern einen arbeitsamen und ordentlichen Geschäftsfreund von Concurs und Verderben retten; das Schulgeld für einen armen talentvollen Jüngling bezahlen, dessen Eltern nicht im Stande sind, für seine Erziehung etwas aufzuwenden; oder jemals heimlich in der Stille dem Bettler, der im Dunkeln die Hand nach einem Almosen ausstreckt, einen Pfennig zu geben — alles Dies thaten oder thun sie nicht allein niemals, sondern sie können auch nicht begreifen, wie Jemand Anderes im Stande sein kann, dies zu thun, dafern nicht der Zwang es erfordert.

„Ihr einziges Kind, ihre Tochter“ — — — —

„Wir sind nun überzeugt,“ sagten wir, (denn es

war uns bekannt, daß der Doctor stets die Wahrheit sprach) „wir glauben und sehen ein, daß Tarnegi's den falschen Weg eingeschlagen haben; aber nun, bester Doctor, erzählen Sie uns von Jemandem, der den richtigen Weg gefunden hat.“

„Es thut mir leid,“ antwortete der Doctor, „daß ich dies auf ein andermal verschieben muß, denn Geschäfte rufen mich; ich verspreche Ihnen aber, meine Freunde und Mitarbeiter, Ihnen ein mehr zufriedenstellendes Gemälde nicht lange mehr vorzuenthalten.“ —

Der Doctor verließ uns. — — — — —

Wir müssen nun aus Doctor F\*\*\*'s Tagebuche das Nöthige entnehmen, um unserm Leser Mittheilungen über das machen zu können, was später an dem Tage geschah, als der Doctor bei Tarnegi's Hausmannskost aß.

Nach beendeter Mahlzeit und eingenommenem Kaffee ging nämlich Herr Tarnegi auf's Comptoir und der Doctor entfernte sich ebenfalls.

Als er die Treppe hinunter war, begegnete er in der Hausflur einem aus Tarnegi's Küche kommenden Knaben und erkannte in demselben einen von D. Deckman's Söhnen letzter Ehe. \*

\* Fortsetzung bei Jenna Bok.

„Wo kommst Du her, mein Kleiner,“ sagte der Doctor.

„Ich?“ antwortete der Knabe verlegen; „ich habe ein wenig mit Svensson geplaudert.“

„Wer ist denn Svensson?“ fragte der Doctor.

„Der Tante Kutscher.“

„Mein kleiner Freund, gehst Du denn so in die Küche und plauderst mit den Dienstleuten?“

Der Knabe, welcher nun einsah, daß er der Wahrheit nicht länger ausweichen konnte, antwortete: „Ich habe ja heute Mittag hier gegessen und Svensson kam nach dem Essen wieder in die Küche und so plauderten wir ein Weilchen.“

„So,“ sagte der Doctor, „Du hast also heute Mittag bei Deiner Tante gegessen. Sie scheint sehr gut gegen Dich zu sein.“

„D ja, das kann sie auch wohl, sie hat ja Papa's Wagen zu einem so billigen Preise bekommen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Nun, sehen Sie, Herr Doctor, als Papa und Mama vor einigen Monaten, das heißt, ehe sie auf das Pachtgut in das Gebirge zogen, in großer Geldnoth waren, erhielt Papa von der Tante ein Darlehn von fünfhundert Reichsthalern, mußte aber seinen englischen Wagen, der viertausend Reichsthaler gekostet hatte, zum

The Gheboerz Bibliothek  
of  
J. E. Meiberg

Complete i' 10 delen  
era d'le, 10<sup>de</sup>, J. E. Meiberg.

De "werk", Complete, L'ere nummer  
van g'w'ke katesg'et

1840  
1841  
1842  
1843  
1844  
1845  
1846  
1847  
1848  
1849  
1850

1851  
1852  
1853  
1854  
1855  
1856  
1857  
1858  
1859  
1860

1861  
1862  
1863  
1864  
1865  
1866  
1867  
1868  
1869  
1870

1871  
1872  
1873  
1874  
1875  
1876  
1877  
1878  
1879  
1880

Pfande geben und wie ich glaube, eine Verkaufsberechnung darüber ausstellen, so wie das Versprechen geben, spätestens in drei Wochen das Darlehn wieder zu bezahlen. Da nun Papa die fünfhundert Reichsthaler nicht auf den Tag wieder bezahlen konnte, so behielt die Tante unsern Wagen und ließ ihn den Tag darauf umlackiren und anstatt der D. D. ein D. T. auf die Wagenthür malen. Auf diese Weise bekam sie den Wagen sehr wohlfeil, aber ich kenne Jemanden, der eines Abends einen großen, großen Stein an die Thür warf, so daß sie den Wagen noch einmal umlackiren lassen mußte. Ha, ha, ha!“

„Ich weiß wer dieser Jemand gewesen ist,“ sagte der Doctor in strengem, verweisendem Tone.

Der Knabe ward roth und sagte:

„Ich bin es nicht gewesen, es war Bruder Edward.“

„Das war sehr unrecht gehandelt,“ fuhr der Doctor fort; „denn man soll sich nicht selbst rächen. Die Rache gehört Gott. Wo gehst Du jetzt hin?“

„Nach Hause.“

„Wo wohnst Du denn?“

„Bei Madame Lurman.“

„Wer ist Madame Lurman?“

„Eine Wäscherin, ich bin bei ihr in Kost und Logis.“

„Wer bezahlt für Dich?“

„Meine Schwester Hanna.“

„Gut,“ sagte der Doctor, „gehe jetzt nicht dahin.“

„Warum denn nicht?“ wendete der Knabe ein.

„Nein, komm lieber mit mir über die Brücke.“

Und sie gingen über die Brücke. Als sie mitten auf derselben waren, stürzte aus dem dritten Stocke von Bambergs Hause ein Fenster auf das Pflaster herab und würde den Knaben unfehlbar getroffen haben, wenn er den Weg gegangen wäre, den er gehen wollte.

Es ging ein starker Wind.

„Adieu, mein Kleiner,“ sagte der Doctor und ging. — — — — —

Eine Viertelstunde später trat der Doctor in das am kleinen Markte gelegene Comptoir des Herrn Hijf und sagte: „Ich bin fertig.“

Herr Hijf fragte seinen Buchhalter Sundh, ob er die Subscriptionsliste wegen der Beiträge zur Anlegung von Alleen um die Stadt bereit gemacht habe und da Herr Sundh die fertige Liste seinem Prinzipal hinreichte, so nahm Herr Hijf dieselbe und sagte zu dem Doctor: „So lassen Sie uns gehen.“

Kurz darauf traten sie in das Carnegi'sche Comptoir und Herr Hijf legte Herrn Carnegi die Liste vor.

*Mijf  
Sundh*

Ohne ein Wort zu sagen, zeichnete dieser: D. Tarnegi u. Comp. Zehntausend Reichsthaler Banco.

In demselben Augenblicke schlägt der Doctor sich mit der Hand vor die Stirn und sieht zur Decke empor.

„Was ist Ihnen auf einmal, Herr Doctor?“ fragte Hijk. „Sind Sie unwohl?“

Der Doctor antwortete: „Nein, aber in diesem Augenblicke fällt mir ein, daß ich einen Patienten habe, der vielleicht nicht die nächste Secunde überlebt und ich muß diesen Kranken besuchen.“

Er nahm seinen Hut und ging schnell fort.

Eine Secunde später sehen wir den Doctor in ein kleines Haus auf der Nordthorgasse in Stockholm treten und über den Hof nach einem dort befindlichen Waschhause eilen. Er tritt ein und nähert sich einem daselbst befindlichen Kamin, den ein alter Mann zu seinem Krankenlager gewählt hat. Einige eben verloschene Holzkohlen lagen neben dem Kranken und ein Bündel Papiere, Prozeßakten enthaltend, diente ihm zum Kopfkissen.

Draußen schneite es und war kalt.

„Er ist todt,“ sagte der Doctor.

Dieser letzte Seufzer ward in demselben Augenblicke ausgehaucht, wo Tarnegi die Zehntausend Reichs-

thaler Banco für die Alleen zeichnete. — Es war der arme — im Leben betrogene — John Bahl. —

---

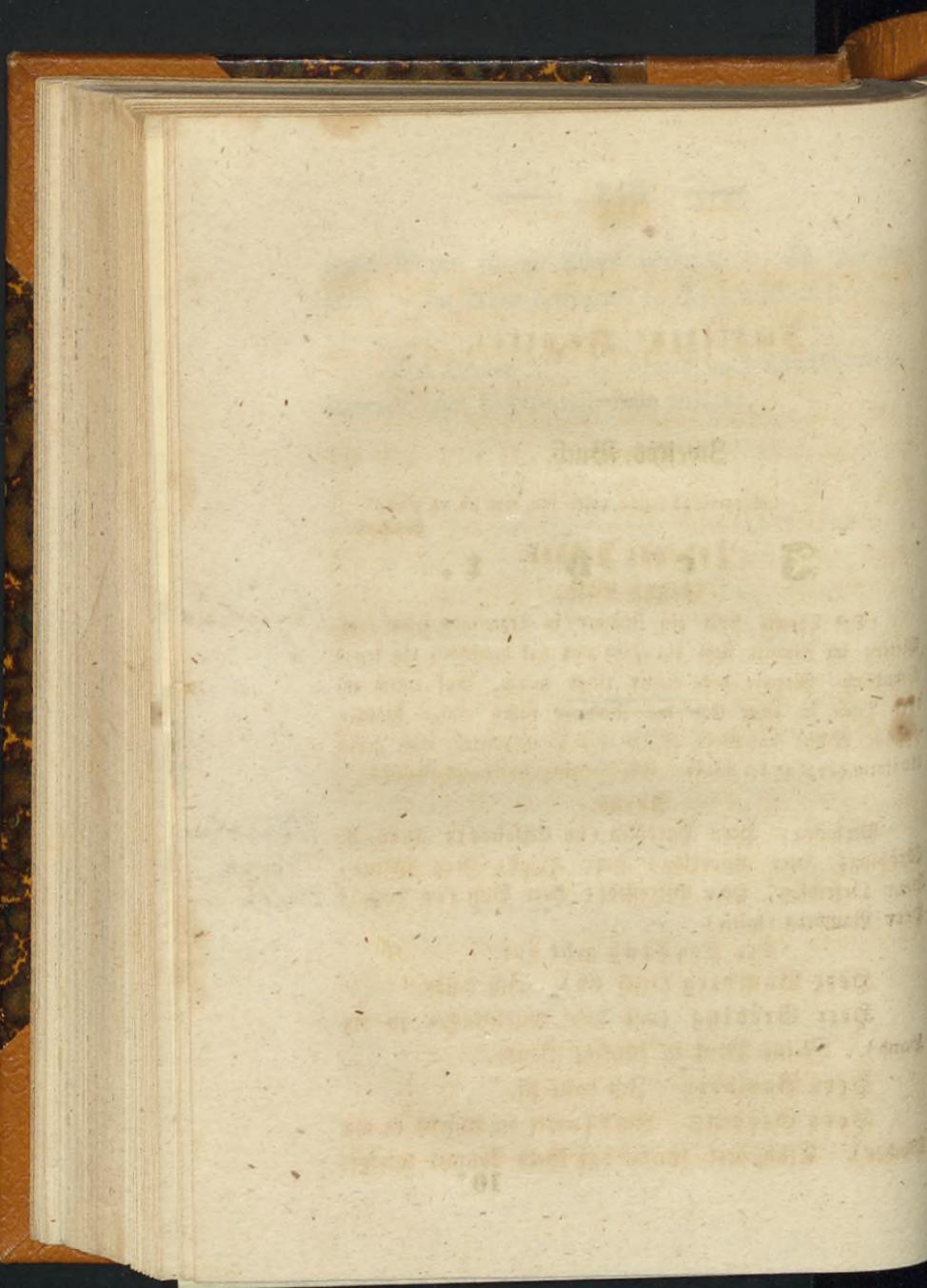
Wie Doctor F\*\*\* so schnell nach Stockholm gekommen war, können wir nicht erklären.

Zweites Buch.

---

S e b t.

---



## Zwölftes Kapitel.

### Passe.

„Messieurs! faites votre jeu, rien ne va plus.“

*Benazet.*

### Lebende Bilder.

#### Erstes Bild.

(Das Theater stellt ein Zimmer in Legerlinds Hotel vor. *Legerlind*  
Mitten im Zimmer steht ein Tisch und auf demselben ein leeres  
Schubfach. Mehrere hohe Lichter rings herum. Auf einem an-  
dern Tische in einer Ecke des Zimmers stehen einige Flaschen  
Cognac, Wasser und Wein, ebenso eine Punschbowle. Eine grüne  
Uniform hängt an der Wand. Alle Vorhänge sind herabgelassen.)

#### Abend.

Personen: Herr Harohlin (im Schlafrock); Herr N.  
Gröding; Herr Knorring; Herr Klock; Herr Wanze;  
Herr Drstridson; Herr Bjertstedt; Herr Blin (am Tische);  
Herr Bamberg (später). *Wahrolin*  
*Knock*  
*Melin*

Der Vorhang geht auf.

Herr Bamberg (tritt ein). Ich halte.

Herr Gröding (mit dem Würfelbecher in der  
Hand). Meine Bank ist fünfzig Banko.

Herr Bamberg. Ich halte sie.

Herr Gröding. Bon! (wirft die Würfel in den  
Becher). Eins, drei, fünf; das Geld kommt wieder.

Bier, sechs und drei; es wird noch mehr Geld, das weiß ich schon. Eins, fünf, fünf — gewonnen! Meine Bank ist nun hundert Reichsthaler.

Herr Harohlin. Ich halte sie.

Herr Gröding. Schön! Drei, zwei, vier; das Geld zieht fort von hier. Sechs, vier, eins, das war bloß 'was Klein's. Eins, drei und zwei, es geht mit mir vorbei. — — Hilf Samiel! (Er hält die Würfel über ein Licht — würfelt) Drei, sechs, sechs. Pasch! Meine Bank ist nun zweihundert Reichsthaler. Wer hält?

Herr Bin. Ich halte.

Herr Gröding (würfelt). Sechs, sechs, sechs. Das ist der dritte Pasch! (nimmt das Geld). Meine Bank ist nun vierhundert Banko."

Herr Block. Das ist etwas für mich! Ich halte.

Herr Gröding (würfelt). Eins, vier, drei. Gefehlt!

Herr Block. Das lob' ich mir, nun ist die Bank mein! (nimmt die Würfel. Das Spiel wird mit weniger Geräusch fortgesetzt.)

(Dr Fridson und Bjertstedt treten auf).

Herr Dr Fridson. Höte, mein bester Bruder Bjertstedt! Ich habe 3000 Reichsthaler verloren und bin blank. Willst Du mir nicht 2000 Reichsthaler

leihen, die ich Dir spätestens binnen drei Wochen wieder zu bezahlen verspreche?

Herr Bjertstedt. Mein lieber Bruder, ich habe auch verloren, und zwar heute Abend und gar nicht unbedeutend. Dieser verwünschte Gröding hat mich eben so gerupft wie die Andern. Ich halte deshalb auch nicht mehr gegen ihn, wenn er die Bank hat. Es kann auch mit seinen vielen Paschen gar nicht mit rechten Dingen zugehen und ich bitte Dich, sei vorsichtig. — Geld kannst Du wohl von mir geborgt bekommen, aber Du mußt wissen, daß ich mehr als 6 Procent damit verdienen kann und übrigens —

Herr Dr Fridson (ihn unterbrechend). Das versteht sich von selbst. Wir stellen auch das Papier so aus wie das vorige, weißt Du, und ich bin bereit, den Wechsel zu schreiben.

Herr Bjertstedt. Wohlan! Aber es ist dies das letzte Mal und wenn Du nicht auf den Tag bezahlst, so weißt Du, was ich die Nacht habe zu thun.

(Sie gehen an ein offenstehendes Schreibpult. Dr Fridson schreibt einige Zeilen auf ein Papier, unterzeichnet es und drückt sein Siegel daneben).

Herr Dr Fridson. Hier ist das Papier. Es lautet auf 3000 Reichsthaler.

Herr Bjertstedt (steckt es in seine Brieftasche und giebt einige Bankſcheine). Aber die Proviſion?

Herr Drſridſon. Die bezahle ich Dir baar.

Herr Harohlin (ſich nähernd). Wollen die Herren nicht ein Glas Punsch trinken?

Herr Bjertſtedt. Wie geht das Spiel?

Herr Harohlin. Nun, ich für meinen Theil habe mich ſo leidlich durchgeſchlagen; aber Blin und beſonders Guſtav Bamberg haben bedeutend verloren, ebenſo der kleine Knorring, obſchon er gierig und genau ſpielt wie der Teufel. Dagegen hat Anders Gröding wie gewöhnlich gewonnen. Man ſollte meiner Seele glauben, daß er mit dem Böſen ſelbſt im Bunde ſtünde, denn wenn er hoch hält, ſo gewinnt er allemal und hat bloß Unglück, wenn es um einen Pappenſtiel geht.

Herr Drſridſon. Ja, das kann ſein, ich werde aber doch noch einen Wurf verſuchen. (Geht an den Tiſch.)

Herr Harohlin. Kommen Sie und trinken Sie, Bjertſtedt! (Sie nähern ſich dem Tiſche, auf welchem die Bowle ſteht.)

Herr Kloof (vom Würfeltiſche her). Still, meine Herren! wie viel ſchlägt es jezt? Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun, zehn, Dube, Dame!

Alle. Ha, ha, ha, ha! Er zählt zehn, Bube, Dame!

Herr Klook. Ja, tausend Donnerwetter, ich habe mich an die verteufltesten Karten so gewöhnt, daß ich fast gar nicht anders zählen kann. Aber das ist im Grunde genommen einerlei. Es ist um Zwölf und ich gehe meiner Wege, denn ich muß morgen früh 7 Uhr nach Ulfborg.

Herr Knorring. Ich auch. Gute Nacht, meine Herren.

Herr Bamberg. Dann geh' ich auch. Morgen werden wir uns ja bei mir treffen. Gehen die Herren alle mit?

Herr Drefidson.

Herr Gröding.

Herr Bjertstedt.

Herr Blin.

Ja, gute Nacht! (Sie gehen).

Herr Wanze (der bei Harohlin zurückgeblieben ist).  
Höre, bester Harohlin, wie glaubst Du, daß es mit Bamberg steht?

Herr Harohlin. Das ist verdammt schwer zu sagen, denn er hat einmal viel Unglück gehabt, mehr als man glaubt. Aber Du weißt, daß er nach dem Tode des Vaters mit Larnegi in Compagnie ist; auf diese Weise hat er Credit und disponirt so zu sagen über so viel Geld als er will. Ist einmal Mangel in

*ganze*

der Kasse, so kann er ja eine Anleihe auf das Eisen aufnehmen, welches noch auf der Wage liegt. Diese Leute haben immer noch Mittel, sich zu helfen.

Herr Wanze. Mit Blin und Dravidson geht es auch auf die Reize; das ist schade, denn es waren zwei lustige Jungen.

Herr Harohlin. Ja, wir müssen nun bald darauf denken, uns neue Kunden zu verschaffen, die alten sind zu pauvre geworden.

Herr Wanze. Höre, lieber Bruder, wie steht es denn mit dem jungen Tarnegi, der aus Schottland verschrieben worden ist, um sich mit seiner Cousine Susanne zu vermählen und in das Geschäft des alten Tarnegi mit einzutreten? Ha, ha, ha, das ist meiner Seele eine charmante Idee, so, mir nichts, dir nichts, Männer für seine Töchter zu importiren, wie man Nürnberger Zahnstocher für uns importirt. Weißt Du was? Ich habe meiner Seele Lust, in diesem neuen Artikel zu reisen; vielleicht geht derselbe besser als mein Champagner. — Aber was ist er für ein Mensch? Und wird die Kuppelerei gelingen? Was meinst Du?

Herr Harohlin. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er im Rücken steif ist, wie ein krummgefrorener Dorsch und abgesehen davon auch das Pulver nicht erfunden hat. Inzwischen wird er schon lernen „E.

Tarnegi u. Comp.“ zu unterzeichnen und das ist genug. Was die beabsichtigte Heirath betrifft, so ist die Dirne noch ziemlich jung. — Er seinerseits scheint nicht so leicht an die Angel beißen zu wollen.

Herr Wanze. Uha! Es ist also einer von den Kaltblütigen. Da kann er mir gestohlen werden und wir können ihn nicht brauchen. Apropos! Hast Du nichts wieder von Andr. Grödings ältestem Bruder gehört? Du weißt, ich meine den, welcher das Schiff anbohrte, nachdem er es bei vier verschiedenen Gesellschaften versichert hatte. Reiste er wirklich nach Amerika?

Herr Harohlin. Ja, ich glaube es. Es war doch eine verwünschte Geschichte. Das Grödingsche Haus bekam dadurch einen Knacks, aber Anders macht um so bessere Geschäfte.

Herr Wanze. Worin denn?

Herr Harohlin. In Karten, Würfeln und dergleichen; aber ich glaube, Du bist schläfrig.

Herr Wanze. Allerdings, ich werde nun nach Hause gehen. Gute Nacht.

Herr Harohlin. Willst Du nicht noch ein Glas trinken?

Herr Wanze. Ich passe (geht).

(Der Vorhang fällt.)

## Zweites Bild.

*Malem* (Das Theater stellt einen kleinen Salon bei Frau Karin Peter Halm vor. Links im Vordergrunde steht ein Spieltisch und hinter demselben ein Fortepiano; rechts ein Sofa mit davor befindlichem Tisch und Stühlen um denselben herum. In der Mitte des Hintergrundes steht auch ein Spieltisch und rechts in der Ecke ein Tisch mit allerhand Erfrischungen).

## Abend.

Personen: Frau Larnegi; Frau Pillerding; Frau Lang; Mamsell Susanne Larnegi (sitzt um den Tisch herum und auf dem Sofa); Mamsell Sophie Deckman (sitzt am Fortepiano und spielt); Herr Larnegi (hinter Mamsell Deckman); Frau Hof Deckman; Frau Karin Peter Halm; Herr Lang; Herr Bralle Ratt (am ersten Spieltische links im Vordergrunde); Herr Larnegi sen.; Doctor F\*\*\*; Herr Pillerding und Herr Dickson (an dem zweiten Spieltisch in der Mitte des Hintergrundes).

Mamsell S. Deckman (singt am Fortepiano. Ringsumher tiefes Schweigen).

Sag', wo giebt's ein einziges treues Herz?  
Sag', wo ist ein Freund, der mich versteht?  
Giebt es wohl hier etwas als nur Schmerz  
Oder eine Freude, die nicht bald vergeht?

Schmeichelnd küßt der Wind des Lebens Rose,  
Lächelnd fühlt das Kind der Wiege Sang.  
Aber ach, schon droht des Winds Getöse  
Und erschreckt verstummt der Hoffnung Sang.

Alle. Bravo!

Herr Larnegi jun. (tritt vor, macht ein Kom-

pliment und führt Mamsel Deckman nach dem Sofa. Hier setzen sich beide auf Stühle neben einander).

Frau D. Deckman (vom ersten Spieltisch).  
Du warst heute Abend ein wenig heiser, meine liebe Sophie.

Mamsell S. Deckman. Das kann wohl sein, liebe Mamma.

Herr Lang (zu Frau Deckman). Ich kann auf meine Ehre versichern, daß es unmöglich ist, entzückender zu singen als Mamsell Deckman.

Herr Pillerding (am zweiten Spieltisch).  
Sollen wir unser Spiel fortsetzen?

Herr Lang (am ersten Spieltisch). Beliebt es den Damen anzufangen? Ich gebe. (Es wird an beiden Tischen gespielt.)

Frau Tarnegi (auf dem Sofa). Wir sind gerade vierzehn heute Abend. Das ist gut.

Frau Pillerding (auf dem Sofa). Ich hat deshalb auch Karin Peter, den Doctor F\*\*\* einzuladen.

Frau Tarnegi. Wenn er nur nicht vor dem Essen wieder fortgeht, denn dann fahr' ich auch nach Hause. Ich setze mich niemals zu dreizehn zu Tisch. Man kann sagen —

Herr Lang (gibt Karte). Gehorsamster Diener.

Frau Larnegi (fährt in ihrer Rede fort) — sagen, was man will, von den dreizehn stirbt einer, aber wer, das weiß man nicht.

Doctor F\*\*\* (spielt aus). Pique Dame.

Frau Pillerding (auf dem Sofa zu Frau Larnegi). Nein, lieben Freundinn, das ist ganz abgeschmackt. Da aber die Tante einmal daran glaubt, so —

Doctor F\*\*\* (am Spieltisch). Ha, pfeiffst Du auf dem letzten Loch — — Herr Dickson? Der Herr hat wohl keinen Trumpf mehr, nicht wahr?

Frau Pillerding (fährt fort). — so kann es doch wahr sein.

Herr Lang (zu Frau Deckman). Sind Sie schon lange in unserer Stadt anwesend?

Frau Deckman. Nein, mein bester Herr Lang. Ich bin erst vorgestern aus meinem kleinen Sibirien auf Besuch hier angekommen; (seufzend) ach ja!

Herr Bralle Katt. Aber wir hoffen, daß Frau Deckman einige Zeit hier bleiben wird.

Frau Deckman. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich werde doch bald abreisen.

Herr Pillerding (leise zu Dickson). Es wäre doch zum Teufelholen, wenn aus Larnegi und Sophie Deckman ein Paar würde.

Doctor F\*\*\*. Ich passe und werde mich auf die Lauer legen.

Herr Ticksen (zu Pillerding). Deine Frau hat keine Spielpartie. Das ist ärgerlich. Weshalb ist Frau Kordon nicht hier?

Herr Bralle Katt (am ersten Spieltische). Das nenne ich Glück!

Herr Pillerding (am 2. Spieltisch antwortet Ticksen). Sie ist unwohl, wie man mir gesagt hat, und deshalb ist weder sie noch Herr Kordon hier.

Herr Ticksen (an demselben Tische). Meine Frau (sich verbessernd) Frau Ticksen ist seit acht Tagen nicht aus dem Hause gekommen; es ist aber weiter nichts als ein Schnupfen.

Frau Lang (auf dem Sofa zu Frau Pillerding). Ich kann diesen Gustav Bamberg nicht begreifen. Es hätte vielleicht noch Hilfe gegeben?

Frau Pillerding. Nun siehst Du, liebe Freundin, er hatte Geld auf das im Magazin lagernde Eisen geborgt, ohne daß Carnegi etwas davon wußte, und das Geld verspielt. Du kannst Dir wohl denken, liebe Freundin, daß es —

Doctor F\*\*\* (am zweiten Spieltisch). Cobille!

Frau Pillerding (fährt fort) — — für die Bamberg'sche Familie — —

Herr Bralle Katt (am ersten Tische). Letztes bête.

Frau Pillerding (fährt fort) — eine unauslöschliche Schande gewesen.

(Die drei jungen Leute, Mamsell Tarnegi, Mamsell Deckman und Herr Tarnegi jun. sprechen leise mit einander und betrachten die auf dem Divantisch liegenden Kupferfische.)

Frau Lang (sich zu Bralle Katt am ersten Spieltische wendend). Da Du mit Deinem Spiel fertig bist, so könntest Du wohl ein Wenig zu uns herkommen und uns etwas Neues erzählen?

Herr Bralle Katt. Ja, recht gern, sobald als möglich.

Frau Tarnegi (zu Frau Lang). Ich muß Dir aufrichtig gestehen, Sarah, daß Bralle Katt seit einiger Zeit mir nicht mehr recht gefallen will. Er macht sich entsetzlich familiar und seine Geschichten sind in der Regel so alt wie er selbst. Ueberdies kann ich auch das garstige Niechwasser nicht vertragen, mit welchem er sich parfümirt. Es riecht ganz sauer, gerade als ob man in Benecke's Gewölbe träte. Gott behüte mich davor, ich glaube, ich stürbe auf der Schwelle.

(Bralle Katt steht vom ersten Spieltische auf und Frau Karin Peter ebenfalls — die letztere geht nach dem

Klingelzuge neben der Thür. Bralle Katt folgt ihr dahin).

Herr Bralle Katt (leise zu Frau Karin Peter). Du hast zu wenig Lichter auf dem Kronleuchter.

Frau Karin Peter (leise zu Bralle Katt). Ja, das glaub' ich. Warum bezahlen sie so wenig? Du kannst nicht glauben, wie geizig sie sind. Sie wollen Abendgesellschaften bei mir haben und dafür bezahlen sie einen — — (Frau Karin Peter hat sich dem Tische mit den Erfrischungen genähert und genießt verstohlen einen Cognac).

Doctor F\*\*\* (am zweiten Spieltisch). Misère. —

Frau Karin Peter (fährt fort) — Pfifferling, mein lieber Freund.

Herr Bralle Katt (zu Karin Peter). Aber das Kartengeld?

Herr Lang (ruft vom ersten Tische). Frau Karin Peter! Wer hat die Ehre, Sie zu erwarten? (Frau Karin Peter kehrt an den Tisch zurück und setzt sich.) Wollen Sie mir vielleicht das da wechseln?

Frau Karin Peter. Ich habe kein kleines Geld mehr.

Doctor F\*\*\* (am zweiten Spieltische). Ich hatte früher —

Die feine Welt. I.

Herr Lang (zu Frau Karin Peter). O, ich bitte gehorsamst um Entschuldigung.

Doctor F\*\*\* (fährt fort) — früher immer Unglück im Wira, aber heute Abend ist es anders.

Frau Deckman (am ersten Tisch). Der Zucker sitzt unten, wie David sagt.

Herr Bralle Katt (ist, als Frau Karin Peter ihn verließ, zu den auf dem Sofa sitzenden Damen gegangen). Guten Abend, lieben Freundinnen! Was wünschen Sie?

Frau Pillerding. Wie geht Dein Spiel?

Herr Bralle Katt. So, so.

Frau Lang. Erzählen Sie doch einmal die Geschichte von Kloof, die Sie schon da neulich einmal zum Besten gaben, wo er in einer Ziehung der Hamburger Lotterie 10,000 Reichsthaler gewann, für die folgende für 8,000 Reichsthaler Loose nahm und —

Herr Bralle Katt. Mit einer langen Nase abziehen mußte.

Frau Pillerding. Nimm Dich nur in Acht, liebes Freundchen — Deine eigene ist auch eine ganz respectable.

Herr Bralle Katt. Das ist eine sogenannte preussische, die, wie ich Dir versichern kann, in Hamburg bedeutendes Aufsehen machte.

Frau Lang. Das glaub' ich. Aber, lieber Freund, wenn waren Sie denn in Hamburg?

Herr Bralle Katt. Zur selben Zeit wie Frederik Wohlfahrt, als er in kurzen Hosen, Schuhen und weißen Strümpfen auf dem Jungfernstieg promenirte. Ja, mein Bruder, auf Ehre! Magnifique, mein Bruder!

Frau Pillerding. Bravo, lieber Freund! Du kannst gut nachspotten.

Ein Diener (öffnet die Thür im Hintergrund). Die Tafel ist servirt.

(Der Vorhang fällt.)

## Dreizehntes Kapitel.

### Das Tagebuch.

Joh. Offenb. Kap. 1.	Vers 19.	0.	—
" " " 2.	" 11.	0.	—
" " " 3.	" 17.	0.	19.
" " " 6.	" 6.	0.	17.
" " " 7.	" 13.	0.	14.
" " " 14.	" 15.	0.	18.
" " " 18.	" 15.	0.	16.

Kap. 51. Vers 96. 0. 84.

Соро́сѣп.

18) 51 | 96084 | 1884 Jahr nach unserer Zeitrechnung  
 1851. " das jetzt laufende Jahr.

33 Jahr

$$3 \times 3 = 9$$

Anfang . . 1

Summa 43 Jahr.

Rabbala.

Dreiundvierzig Jahre waren seit den Tagen verfloßen, welche wir zu Anfang dieser Erzählung als auf der Windspitze verlebt beschrieben und wir finden heute Doctor F\*\*\* wieder an seinem Schreibtisch und vor seinem Tagebuch, in der Absicht, in dem letztern einige Aufzeichnungen zu machen.

Er streckte die Hand, in welcher er die Feder hielt, in die Höhe und rief:

„Nicht mehr als dreiundvierzig Jahre und schon sind alle diese sogenannten reichen, glücklichen und angesehenen Familien, sammt ihren ältesten Söhnen, arm, todt und vergessen! Und was sind dreiundvierzig Jahre in der Wirklichkeit, wenn man sie als einen Theil der Ewigkeit betrachtet? Nicht so viel als eine jener kleinen todtten Schnecken, welche wir jetzt in den großen, auf unserm Erdball befindlichen Gebirgsketten und Kalklagern finden, die, wie wir wissen, aus den Schaa-len der todtten Schneckenfamilien entstanden sind. Nicht einmal soviel als eine dieser Schaa-len, denn der Anfang des Berges läßt sich berechnen, nicht aber der der Ewigkeit.

„Was sind diese verfloffenen dreiundvierzig Jahre sogar für die Menschen selbst, wenn sie sich dieselben zurückdenken? Eine verfloffene Sekunde. Wie thöricht ist es daher, die Jahre, welche uns bevorstehen, lang, ja so lang zu finden, daß alle mit Ungeduld ihre Zukunft wünschen, ihren Lauf scheuen und ihrem Ende entgegensehen und dabei vergessen, was in den verfloffenen geschehen ist, glauben oder hoffen, daß in den künftigen etwas Besseres geschehen werde!

„Thörichtes Geschlecht, dessen Schicksale ich aufzeichnen muß! Thörichtes Geschlecht, dessen eitle Schritte

ich leiten muß! Thörigtes Geschlecht, dessen Handlungen ich für die kommenden aufbewahren muß!

„Blinde! deren Nachkommen alle, mit wenig Ausnahmen, in der Richtung fortschreiten, wo kein Ziel und kein Ende zu finden ist, anstatt umzukehren und das einzige Ziel zu suchen, welches erreicht werden kann — die Vereinigung mit seinem Ursprung! . . .“

Er senkte die Hand und schrieb in sein Tagebuch. Wir legen unserm Leser folgenden Auszug aus demselben vor:

> Bahl's Stamm. J. Bahl todt. Der Sohn arm gestorben.

Firma erloschen.

> Tjörnberg's Stamm. N. Tjörnberg sen. todt. Sohn Carl arm gestorben.

Firma erloschen.

Die Töchter hatten auch keine glückliche Lebensbahn zu durchlaufen. Die eine, Anna, ward von Chr. Deckman geschieden, unglücklich wieder verheirathet und starb in größtem Elende auf der Strafe. Die andere, Fiken, ward ebenfalls von ihrem Ehemanne geschieden und lebt von einer kleinen, ihr von ihm ausgesetzten jährlichen Pension.

> Roskull's Stamm. G. Roskull sen. todt. Die Söhne arm.

Marianne war niemals verheirathet und hatte

keine Kinder, die ihren Namen trugen. Sie war die Maitresse zweier Könige und unterstützte ihre armen Geschwister, welche ihre Hilfe unaufhörlich bedurften.

— Constanze, die mit John Bahl jun. verheirathet war und von diesem wieder geschieden ward, war nach und nach die Maitresse Carls von Schweden, Alexanders von Rußland und Christians von Dänemark. Sie verheirathete sich später mit einem dänischen Grafen, der ihr weiß gemacht hatte, er sei reich. Sie ihrerseits hatte ebenfalls nicht versäumt, ihm glauben zu machen, daß ihr Vermögen bedeutend sei und diese wechselseitigen Hoffnungen förderten ihre Vereinigung. Einige Tage nach der Hochzeit kamen die beiden Ehegatten dahinter, daß sie sich geirrt hatten und schlugen sich auf Pistolen. Beide wurden verwundet und eine Scheidung war die Folge. Während der letzten Lebensjahre Constanzens machten die Hoflakaien Besuche bei ihr und hatten ganz angenehme Abendgesellschaften. Marianne sowohl als Constanze sind todt.

- > Fagge's Stamm. E. Fagge sen. todt. Sohn Jakob arm gestorben. Firma erloschen.
- > Harras' Stamm. J. Harras sen. todt. Sohn John arm. Firma erloschen.
- > Gröding's Stamm. J. P. Gröding todt. Sohn J. P. verschwunden. Firma erloschen.

- > Beters Stamm. C. Beters sen. todt. Söhne arm. Firma erloschen.
- > Wohlfahrt's Stamm. C. Wohlfahrt sen. todt. Söhne arm. Firma erloschen.
- > Tahlgren's Stamm. J. Tahlgren sen. todt. Sohn starb in der äußersten Armuth. Firma erloschen.
- > Ackermanns Stamm. P. Ackermann sen. todt. Söhne arm. Firma erloschen.
- > Tarnegi's Stamm. D. Tarnegi todt. Söhne todt. Ein Neffe setzt die Firma fort.
- > Filow's Stamm. J. Filow sen. arm. Sohn arm. Firma ohne Credit.
- <> Deckman's Stamm. J. C. Deckman sen. todt. Söhne arm gestorben. Firma erloschen.

Wir müssen den Leser auf das vor der leztangeführten Familie stehende neue Zeichen <> besonders aufmerksam machen. Dieselbe Familie war in dem Tageduche des Doctors (man sehe unsern Auszug im ersten Kapitel) früher einmal < bezeichnet und damals im Steigen, jetzt dagegen im Fallen.

Daß die dreizehn vorstehenden mit > bezeichneten Stämme sämmtlich in der kurzen Zeit von dreiundvierzig Jahren von der Höhe des Reichthums und des Ansehens in Armuth und Vergessenheit herabgesunken waren, so

wie daß auch nicht ein einziger der ältesten Söhne der Familien im Stande gewesen, einem solchen Schicksal zu widerstehen und seinen Namen in der vornehmen Welt fortzupflanzen, hat wohl schon die höchste Bewunderung des Lesers erregt. Wir können gleichwohl nicht umhin, die Aufmerksamkeit besonders darauf zu lenken, obschon es vielleicht überflüssig ist.

Eben so merkwürdig ist es wohl auf der andern Seite dem Leser vorgekommen, daß alle die in unserm dritten Kapitel genannten aus dem Auslande nach Gothenburg gekommenen Fremden, welche ohne Verwandte, ohne Vermögen und ohne Aussichten sich hier niederließen, mit wenigen Ausnahmen jetzt (wie wir aus dem vorigen Kapitel gesehen haben) die Plätze einnahmen, die bei ihrer Ankunft von den erstgenannten dreizehn Familien behauptet wurden.

Nun jedoch wollen wir uns mit den in dem Tagebuche des Doctors notirten, theils bekannten, theils unbekannt mit < bezeichneten und sonach vor der Hand im Steigen begriffenen Personen beschäftigen.

R. < R. Lickson. Reich. Söhne reich.

Firma in großem Ansehen.

Die zwei Söhne, welche sich dem Handel gewidmet haben, dumm, lächerlich und zugleich hochmüthig. Der dritte Sohn! Doctor ohne Patienten. *James & R. Doktor Lickson*

Das vor diesem Stamme stehende neue, unbe-

kannte Zeichen scheint zu bedeuten, daß diese Familie gefallen war, jetzt aber wieder im Steigen begriffen ist. Wir werden in dieser Vermuthung dadurch bestärkt, daß wir in dem Tagebuche des Doctors vor andern uns unbekanntem Familien Zeichen finden, welche folgendes Aussehen haben, nämlich  $\diamond$   $\diamond$   $\diamond$ , wo sonach im Laufe der Zeit eine wiederholte Abwechselung von Steigen und Fallen stattgefunden hat.

< D. Tarnegi. Reich . . . Söhne (N. B.)

Firma in großem Ansehen.

< J. Tickson sen. Reich . . . Söhne (Geschwulst.)

Firma in großem Ansehen.

< F. Lang. Gilt für reich . . . Sohn (Schwach.)

Firma in Ansehen.

< F. Pillerding. Gilt für reich. Sohn.

Firma hat Credit.

< J. J. Tickson. jun. Reich . . . . . (Beschränkt.)

Firma angesehen.

< D. Tickson. Reich . . . . . (Durst.)

Firma angesehen.

< D. Tickson jun. Reich . . . . . (Aufgeblasen.)

Firma angesehen.

< E. Tickson. Reicher Vater . . . (Plombirt.)

Firma gut.

Wir haben wieder wie in unserm früheren Auszuge aus des Doctors Tagebuche nur die Personen und

Familien aufgezeichnet, welche uns ganz besonders interessiren, und welche, wenigstens dem Namen nach, unserem Leser mehr oder weniger bekannt sind. Die letztgenannten neuen waren alle mit dem steigenden Zeichen versehene Personen und machen wirklich gegenwärtig einen Theil der Matadore der Stadt aus.

Nachdem wir nun mit unserm Auszuge zu Ende sind, bleibt uns nur noch übrig, den Leser zu bitten, nicht zu glauben, daß die obengenannten Personen die ganze gegenwärtige reiche und vornehme Welt der Stadt ausmachen, denn das ist nicht der Fall; jedoch können die übrigen, obschon sie vielleicht eben so fett und vornehm sind, diesmal keinen Platz in unserer Erzählung finden. Wir werden aber nicht versäumen, bei einer andern Gelegenheit und zu einem andern Werke die reichen Quellen zu benutzen, die wir in dem Tagebuche des Doctors und von anderer Seite her besitzen. Dann werden wir dem verehrten Leser auch von der Crème zu Kosten geben, die wir bis dahin genöthigt sind, in den Keller zu setzen.

— — — Als der Doctor mit seinem Tagebuche fertig war, stand er vom Stuhl auf und ging im Zim-

mer hin und her. Endlich blieb er vor seinen Aufzeichnungen stehen und sagte:

„Und diese Letzten — welche jetzt die Ersten sind, werden sie wohl alle nach Verlauf von 33 bis 43 Jahren — sie und ihre Söhne — wieder werden wie die Ersten, welche jetzt die Letzten sind?

„Das glauben sie sicherlich nicht, eben so wenig wie die Andern vor 33 bis 43 Jahren an ein solches ihnen bevorstehendes Schicksal glaubten. — Oder haben sie die Vergangenheit vergessen?

„Wir wollen sie daran erinnern!“

## Vierzehntes Kapitel.

### Memento mori.

Wie der Menschen Schicksal ist der Wogen Schwall,  
Sie beide theilen Steigung und Fall  
Auf dem Meere.

Geyer.

An einem schönen Herbstmorgen waren wir zeitiger als gewöhnlich aufgestanden und hatten, mit unserer Angelruthe auf der Schulter, das große und elegante Musterwirthshaus, das Hotel Baur verlassen. Ein junger Secretair von dem gerade gegenüberliegenden Postcomptoir leistete uns Gesellschaft und wir begaben uns an Ort und Stelle.

Der Morgen war einer der schönsten, die wir je gesehen haben.

Auf der Brücke angekommen, welche den neuern Theil der Stadt Zürich (in welchem wir wohnten) mit dem ältern verbindet, mußten wir, wie gewöhnlich, hier stehen bleiben, um immer wieder das prachtvolle Schauspiel zu genießen, welches der schöne See, die an seinem

Strande stehenden Füllen und die im Hintergrunde liegenden schneebedeckten Gletscher vor unsern Augen ausbreiteten.

Hundertmal gesehen, hundertmal genossen, war und blieb dieses Schauspiel eben so entzückend, belebend, erhebend und hinreißend, wie das erste Mal. Die Natur, die Schöpfung allein kann so ewig dieselbe, so ewig neu bleiben.

Wir waren allerdings nicht Erben von Gefner's Feder, eben so wenig wie wir jemals etwas Anderes geerbt haben; aber wenn wir auch in Besitz des ganzen Schreibmaterials des unsterblichen Idyllendichters gekommen wären, so würden wir uns dessen doch niemals dazu bedient haben, um die Natur zu schildern, denn die Natur und die Schöpfung muß man sehen, — sie läßt sich nicht beschreiben, ebenso wenig wie ein Geruch, ein Geschmack, ein Ton oder ein Schmerz. Alle Abbildungen, alle Beschreibungen der Natur sind und bleiben unzulänglich. Und warum? Die Natur ist vollkommen und wir sind unvollkommen.

Wir wollen daher fortfahren, wie bis jetzt Menschen und Charaktere zu zeichnen, denn diese sind unvollkommen wie wir selbst. Dabei wollen wir aber wahr bleiben und dies ist eine Vollkommenheit, welche wir erreichen können.

Unser Postsecretair hatte Ahnungen und war dü-

ster gestimmt. Er hatte im Laufe der Nacht Alpdrücken gehabt und von einem ihn anstierenden Auge, sowie von einer Menge Bazen geträumt. Wir suchten allerdings ihn zu beruhigen, aber es ging nicht und, weder Scherz noch Ernst konnte seine niedergeschlagene, unruhige Stimmung verscheuchen.

Da wir nun auch obendrein das Unglück oder wie der Postsecretair es nannte, das Pech hatten, einer alten Frau zu begegnen, die auf dem Kopfe einen Korb trug, in welchen wir uns mit unserer Angel verwickelten, so gaben wir alle Hoffnung auf, den ängstlichen Menschen zu beruhigen und der Secretair war und blieb mißlaunig und hatte auf alle unsere Versicherungen nur die eine Antwort:

„Das trifft allemal zu.“

Unser Vergnügen war gestört, aber wir setzten die Wanderung an dem See hinab fort, warfen unsere Angeln aus, fingen aber nichts. Hierauf vertrieben wir uns die Zeit mit Betrachtung der auf dem Wasser sich schaukelnden Gondeln und endlich eines englischen Ehepaars, welches gerade in diesem Augenblicke in einem prachtvollen Reisewagen vor dem kürzlich erst etablirten, am See gelegenen Hotel du Lac Halt machte.

Den Reisebedienten, welcher die Abpackung der Koffer besorgte, die Kammerzofe, der es sehr schwer ward, auf verschämte Weise vom Boocke herunterzusteigen, die

Luft- oder Wetterkissen in allen Formen und Dimensionen mit oder ohne Durchfahrt, Murray's Handbook for travellers, dieses für jeden reisenden Engländer unentbehrliche Bedürfnisses, welches bei dem Aussteigen des jungen Paares auf die Straße fiel und von einem schwerfälligen, trägen Neger aufgehoben ward, der unaufhörlich „Massa, Massa“ sagte — alles Dies und viele andere Dinge, ohne welche die originellen Kinder Albions auf dem Continente nicht frische Luft schöpfen können, sahen wir ohne Verwunderung wieder; als aber endlich die junge Lady uns ihr bleiches, melancholisches Antlitz zeigte, welches so schmachkend und hinwegend aussah, wie eine unbegoffene Lilie in einem Schlafzimmersfenster, da vergaßen wir den Postsecretair, das alte Weib, das Fischen, die Gondeln, die Kammerjungfer und das Buch, die Gletscher, die Durchfahrt, das Handbuch, die schöne Natur und die ganze Herrlichkeit und riefen:

„Das ist sie.“

„Wer?“ sagte der Postsecretair.

„Ein Blaustrumpf,“ antworteten wir.

„Da haben wir es, das war das Alpdrücken,“ sagte der Secretair.

Der Secretair wollte auf sein Postcomptoir zurückkehren, und wir gingen auch zurück, um in dem Hotel unser Frühstück einzunehmen. Kaum hatte man aber uns das gewöhnliche Schweizerfrühstück aufgetragen,

bestehend aus Kaffee mit Butter und Brot, Eiern, Honig, grünem Obst, Forellen und Rettigen, so sahen wir unsern Freund von der Post wieder athemlos in den Saal hereingestürzt kommen und ausrufen:

„Da haben wir es! Schwarzes Siegel, schwarzes Siegel! Ja, ja, ich wußte es schon. Da haben wir es.“

Unser dienstfertiger Freund gab uns nun einen schwarz gesiegelten Brief mit dem Poststempel Gothenburg. Er hatte, wie er sagte, nicht gewollt, daß wir ohne Vorbereitung solche Nachrichten bekämen und überbrachte deshalb den Brief selbst.

Inzwischen vergaß er seinen guten Vorsatz und anstatt uns auf den nach seiner Meinung unerfreulichen Inhalt des Briefes vorzubereiten, erschreckte er uns anfangs wirklich.

Aber wie erstaunt war er, als wir bei dem ersten Anblick der Adresse und des Siegels ganz ruhig sagten:

„Ach, das ist von unserm Freunde, Doctor F\*\*\*.“

Inzwischen erbrachen wir das Couvert und legten es neben uns auf das Tischtuch, beredeten den Secretair, eine Tasse Kaffee zu trinken, steckten den Brief in die Tasche und verschoben das Lesen desselben um so geduldiger, als wir erstens wußten, daß Doctor F\*\*\* sich stets des schwarzen Siegelacks bediente, zweitens, nach unserm Spaziergange sehr hungrig waren und drittens

den Inhalt des Briefes so ziemlich schon im Voraus wußten.

Das Frühstück war gut. Der Postsecretair lobte den Honig, kostete auch den Kettig und betrachtete während des Essens desselben das von uns auf den Tisch gelegte Briefcouvert.

Auf einmal rief er wieder: „Da haben wir es, da haben wir es.“ Dabei kam ihm ein Stück Kettig in die unrechte Kehle; er hustete und schnaubte und schnappte nach Luft, zeigte aber fortwährend auf Doctor F\*\*s Siegel, welches ein Auge in einem Dreieck vorstellte.

„Da haben wir ja das stierende Auge. Ja, ja, das trifft allemal zu. Da haben wir es ja endlich,“ fuhr er mit triumphirender Miene fort.

Wir gaben zu, daß wir endlich es hatten und wünschten, daß der Secretair im Verlaufe des Tages noch einige Bagen bekommen möchte, damit der ganze Traum Punkt für Punkt in Erfüllung ginge. Er behauptete gleichwohl ganz ernst, daß sowohl Bagen als alle andere Münzen Aergerniß bedeuteten, nahm hierauf Abschied und ging auf sein Postcomptoir.

Nach beendetem Frühstück verfügten wir uns in unser Zimmer hinauf und lasen den Brief unseres Freundes Doctor F\*\*, dessen hauptsächlichster Inhalt war, daß er unserem Wunsche gemäß die von uns ge-

wünschten Notizen über einige der verstorbenen Mitglieder der vornehmen Welt von Gothenburg übersendete und überdies ein altes Versprechen löste (siehe eilftes Kapitel), indem er uns einige Aufzeichnungen zustellte, welche eine uns fremde, aber ihm selbst sehr am Herzen liegende Person betrafen.

Wir fanden auch wirklich in Doctor F\*\*\*s Briefe zwei Einlagen und theilen dem Leser folgende Abschriften davon mit.

#### Abschrift der Einlage Nr. 1.

##### Notizen.

Herr D. Larnegi senior war dreiundvierzig Jahre lang im Steigen und starb dreiunddreißig Jahre nach seiner Verbindung mit Anna Stina Deckman. Der reiche Mann ist jetzt nicht mehr reich. Der arme Lazarus dürstet nicht mehr.

Herr D. Deckman war dreiunddreißig Jahre lang im Steigen, die letzten zehn Jahre im Fallen und starb dreiundzwanzig Jahre nach seiner Vermählung mit Mamsell Gönsson. Die letzten Jahre seines Lebens litt er Mangel an Allem und war in der größten Dürftigkeit und Noth. Seine reiche damals noch lebende Schwester Anna Stina ließ ihn und seine zahlreiche Familie ohne alle Unterstützung und Herrn Deck-

man's letzte Worte auf seinem Sterbebette waren:  
Ja, ja! Anna Stina!

Frau Anna Stina Tarnegi ward zweimal dreißig und drei Jahre alt.

Sie starb zweimal drei Jahre nach ihrem Manne und zwei mal dreißig Monate nach ihres Bruders Dlof letztem Ausrufe: Ja, ja, Anna Stina! Sie vermachte eine Leibrente von zweihundert Reichsthalern der armen Witwe D Deckman's und eine dergleichen von ebenfalls zweihundert Reichsthalern ihrer auch in der höchsten Noth befindlichen Schwester Frau Christina Hamm und hinterließ ihrer einzigen Tochter zwei Millionen Reichsthaler.

Frau Katharina Fagge hinterließ kein Vermögen, denn sie hatte ihr kleines Kapital gegen eine Leibrente ihren Kindern überlassen. Während ihres Lebens und am Ende desselben tröstete sie oft einen ihrer alten in geringen Umständen befindlichen Freunde, indem sie sagte: Lieber Freund, nach meinem Tode kannst Du stets darauf rechnen, wenigstens etwas zu bekommen, und gab zu verstehen, daß sie in einer schriftlichen Verfügung, einer Art an ihre Kinder gerichteten letzten Wunsch und Willen, dieselben gebeten hatte, dem überlebenden Freunde ihr ungefähr sechstausend Reichsthaler werthes Haus zu überlassen. Frau Fagge hatte während ihres ganzen Lebens niemals gelogen, aber die schriftliche Ver-

fügung soll sich nicht vorgefunden haben, als die von den Kindern versiegelten Papiere wieder geöffnet wurden; Frau Jagge starb drei Mal zehn Jahre nach dem Kränzchen in der Delmühle und General Moreau's kurz darauf eingetroffenem Tode.

Die Freiherrin Familton starb drei Mal zehn Wochen nach Frau Jagge's Tode. Alle geerbte Tonnen Goldes waren während ihres Lebens verschwunden.

Herr John Harras junior saß eines Morgens todt auf dem Decke des Schiffes, welches auf dem Wege war, ihn nach Buenos Ayres hinüber zu führen.

Mamsell Sophie Deckman starb drei Mal zehn Monate nach ihrem Vater.

#### Abschrift der Einlage Nr. 2.

##### Der Arme.

Bist Du im Leben, was die Menschen unglücklich nennen, bist Du arm, so wende Deinen Blick nach Deinen, welche unglücklicher und ärmer sind als Du.

Wohnst Du in einer kleinen kalten Dachkammer, wo der Sturm und Schnee durch die zerfallenen Sparren eindringt, Deinen frierenden Körper peitscht und Dich zwingt, unter die Decke zu kriechen — so denke, o Mensch, an Die unter Deines Gleichen, die nicht einmal eine Dachkammer zur Wohnung haben, sondern in dem entsetzlichen Unwetter obdachlos um die Thore

der Stadt irren, ein Bett auf einer der eisernen Bänke der Promenade suchen oder auf einer Steintreppe sitzend, die Sonne des nächsten Morgens erwarten müssen. — Denke an diese weit Hermeren, weit Obdachlosen als Du, versehe Dich in ihre Lage, und Deine Dachkammer wird Dich vergnügt und zufrieden machen.

Schenke ihnen Deine Decke und Du wirst selbst Dich wirklich glücklich fühlen.

Mußt Du Dich auf eine einzige Mahlzeit des Tages einschränken — auf eine Mahlzeit bestehend aus einem Bissen Brot, einem Stück Hering oder ein paar Löffeln voll magerer Suppe — dann denke an alle Die, welche viele Tage ohne Brot sind; denke an Die, welche vor Durst fast verschmachten und gern für einen Tropfen Wasser ein Königreich geben würden, wenn sie es hätten — denke an Diese, die alle unglücklicher sind als Du, und Du und Deine Suppe wird Dir schmecken und Dich vergnügt machen.

Gieb Brot und Hering dem Hungernden, so wirst Du Dich glücklich fühlen auch bei der dünnsten Suppe.

Hast Du einen zerrissenen Rock, ist Deine Kleidung nicht modern, Dir nicht passend, nicht warm genug — siehe, o Mensch, siehe den armen Bettler, der in Lumpen, welche kaum seinen Körper bedecken, zitternd und barfuß vorbeiwandert. Siehe den kleinen Knaben, das arme unschuldige Kind, der in die erfrorenen Hände

bläst, die er so oft vergebens nach Almosen ausstrecken muß. Siehe ihn an und Deine Seele wird erwärmen und Dich mit Deiner Kleidung zufrieden machen.

Gieb Deinen Rock dem frierenden Kinde, so werden Deine Hemdärmel ein Galaanzug für Dich werden und Du wirst Dich glücklich und selig fühlen. — —

Aber wende Dich nicht, denke nicht, sehe nicht, horche nicht nach der andern Seite hin; dies kostet Dir Ruhe, Zufriedenheit, Freude, Glück, Leben und Seligkeit.

Ich sah im Jahre 1821 einen Jüngling auf D. Deckman's Comptoir.

Er stammte aus einer der vornehmsten, reichsten und angesehensten schottischen Familien. Seine Eltern waren jetzt ebenfalls verarmt und hatten drei Söhne und acht Töchter zu versorgen und zu erziehen. Armuth, aber auch gleichzeitig Gottesfurcht und Arbeitsamkeit hatten in dieser Familie ihre Wohnung aufgeschlagen. Sie lebte auf einem kleinen Pachtgute einige Meilen von der Stadt.

Der eine der Söhne, der oben genannte Jüngling, erhielt mit Mühe die erwähnte Condition bei D. Deckman, aber während des ersten Jahres keinen Gehalt, sondern bloß den Mittagstisch.

Herr Flancey (so will ich ihn nennen) war gleich wohl damit zufrieden, denn er hatte niemals große Ansprüche an das Glück gehabt und freute sich deswegen seiner untergeordneten Stellung, weil er oft an seine armen unversorgten Schwestern dachte, die ohne Vermögen, ohne vortheilhafte Aussichten, alle einer abhängigeren und ungewisseren Zukunft entgegengingen als er.

Eines Tages trug Herr Flancey die Briefe des Comptoirs auf die Post. Als er über den Markt ging, hörte er einen gewissen Herrn Kryz zu einem andern jungen und reichen Gothenburger sagen: Da geht Deckman's neuer Postesel. Der junge Flancey mußte weinen, aber er trocknete seine Thränen, dachte an seine älteste Schwester, die zu Hause die Kühe melken mußte und hatte, ohne selbst zu wissen wie, bei der Rückkehr von der Post den verletzenden Ausdruck vergessen.

Ein Jahr verging in Entbehrung und Armuth, in dem nächstfolgenden aber erhielt unser junger Mann zur Belohnung für seinen Fleiß und seine Ehrlichkeit hundert Reichsthaler Gehalt. Sein Glück stieg, denn seine Genügsamkeit blieb dieselbe.

Herrn Deckman's ältester Sohn brauchte oft Geld, wagte aber nicht seinem Vater etwas davon zu sagen. Herr Flancey war der Helfer in der Noth und fühlte sich glücklich, auf diese Weise sich seinem Prinzipal dankbar und erkenntlich zeigen zu können.

Mit jedem Milchboten vom Lande schickte er seinen Eltern und Geschwistern irgend ein für sie wünschenswerthes Geschenk — ein kleines frisches Weißbrot seiner Mutter, eine Flasche Wein dem Vater und ein aus Bloms Bibliothek geliehenes Taschenbuch mit Bildern für die Schwestern und dergleichen, und war die ganze Woche froh und glücklich, weil er wußte, daß er den Seinigen eine Freude gemacht hatte.

Sein Aeußeres war nicht vortheilhaft; gerade nicht abstoßend für Männer, aber auch nicht anziehend für Frauen. Er wußte das; er sah, daß er nicht Liebe gewinnen konnte, begnügte sich deshalb mit Freundschaft — und gewann diese überall.

Er war nicht gerade gewachsen und kein Rock, keine Weste konnte ihm nach der Mode gemacht werden. Er verzichtete auf diesen Genuß aller andern jungen Leute, freute sich, daß er immer reinlich und ganz gehen konnte und verwendete seine kleinen Ersparnisse zur Unterstützung Anderer — die gar keine Kleider hatten.

Er blieb mehrere Jahre in Herrn Deckman's Dienst, obschon sein Gehalt hier niemals auf mehr als zweihundert Reichsthaler erhöht ward. — Aber die Kasse des Prinzipals dauerte nicht so lange, wie die Herrn Blancey's, Herr Deckman mußte sein Geschäft aufgeben. Herr Deckman blieb arm und sein Buchhalter

weinte vor Kummer, unterstützte aber Herrn Deckman's Familie mit seinen von dem Gehalte zurückgelegten Sparpfennigen.

Noch flossen wohl Herrn Glancey's Thränen, jetzt aber vor Freude und Zufriedenheit.

Herr Deckman zog auf's Land; — sein vormaliger Postesel war sein letzter Freund in der Stadt und der Einzige, der Herrn Deckman bei seiner Abreise die Hand reichte und sagte: Lieber Onkel, wenn ich Ihnen in irgend etwas behilflich sein kann, so schreiben Sie nur, so schreiben Sie nur.

Herr Glancey kam auf ein anderes Comptoir, erhielt einen etwas höhern Gehalt und ließ in Folge dessen zwei seiner Schwestern in die Stadt kommen, ernährte dieselben, ernährte auch seinen Vater und unterstützte Alle. — Aber wie war das möglich? Warum nicht? Herrn Glancey's größtes, ja so zu sagen einziges Bedürfniß war — Andern beizustehen.

Ich kannte Herrn Glancey persönlich und war oft bei ihm. Er wohnte bei seinem Bruder in der Kaserne; der Bruder hatte daselbst freie Wohnung und Glancey ersparte auf diese Weise die Miethe. Er ließ sich sein Mittagsmahl für zehn Schillinge des Tages holen, das Frühstück kostete zwei Schillinge und des Abends war er stets bei seinen vielen, vielen Freunden eingeladen und willkommen.

Sein Lebensunterhalt kostete auf diese Weise jährlich bloß ungefähr hundert Reichsthaler und seine Kleider und Wäsche betrug jährlich auch nicht mehr.

Nun hatte Herr Flancey jährlich vierhundert Reichsthaler Gehalt. Wie viel Gutes kann man nicht Andern für zweihundert Reichsthaler thun! dachte Herr Flancey. Wie glücklich kann man dadurch sich selbst machen! Das fühlte er täglich und stündlich in sich selbst. Niemals sah ich Herrn Flancey verdrießlich, mißvergnügt, unruhig oder unglücklich. Er wußte, daß alle Schätze der Welt nicht hinreichend sind, den Reichen ein wirkliches und wahrhaftes Vergnügen zu verschaffen, aber er wußte auch, daß ein einziger Pfennig oft für den Armen in dem Augenblicke des Bedürfnisses ein unermesslicher Schatz ist.

Herr Flancey war einmal gefährlich krank; ich behandelte ihn; als ich sagte, daß er nicht hoffen könne, noch lange zu leben, so antwortete er mir: Ich hoffe ruhig sterben zu können.

Ich rettete Herrn Flancey's Leben.

Er hat jetzt ein kleines Geschäft in der Stadt, und fährt fort, die Seinen zu unterstützen, so wie auch allen Andern Gutes zu thun, so weit seine Kräfte reichen.

Er hat glücklich gelebt und lebt noch glücklich im Bewußtsein erfüllter Pflichten und in der Hoffnung auf

eine künftige Vergeltung der Entbehrungen, die er sich im Leben auferlegte.

Er fürchtet nicht den Tod, er erwartet ihn mit Ruhe, denn er sah sein ganzes Leben lang nach der Richtung hin, wo es ein Ziel giebt, wo die Vereinigung mit dem Ursprung des Menschen — mit Gott — gewonnen wird. — — — — —

Der Glancey ist und bleibt arm an Geld, aber reich an Zufriedenheit, und Niemand und Nichts weder in Zeit noch Ewigkeit, weder das Leben noch der Tod kann ihn seines Glückes berauben, denn niemals kann der verloren gehen, dessen Liebe die unwandelbarkeit selbst ist!

§\*\*\*

Wir verließen Zürich und wanderten mit unserm Ränzchen auf den Rücken durch das Oberland bis Lausanne und Genf, kehrten dann zurück und nahmen wieder unsere Wohnung am Strande des Bodense's.

## Fünfzehntes Kapitel.

---

### Die vornehme Welt.

Alles ist dem Wandel unterworfen.  
Bellmann.

Wir nähern uns in diesem Kapitel nun der Zeit, in welcher wir jetzt leben.

Gothenburg beschreiben wir, was die Stadt selbst angeht, zuletzt in unserm zweiten Kapitel, das heißt vor ziemlich fünfzig Jahren, von dem Tage, wo wir dies schreiben, an gerechnet.

Im Laufe dieser fünfzig Jahre hat die Stadt bedeutend sich verändert.

Wir finden jetzt wenigstens ein Theater. Es ist allerdings schlecht gebaut, schlecht decorirt, schlecht erleuchtet und im Winter eiskalt, aber es ist doch ein Theater und wird nicht stark besucht, denn das Scepter der Kunst herrscht nicht in Gothenburg.

Man hat auch ein Badehaus, welches elegant und ziemlich bequem ist. Es giebt viele Gothenburger,

welche behaupten, daß auf der ganzen Welt kein prächtigeres zu finden sei; sie glauben oder bilden sich ein, daß dem so ist.

Wir sehen eine Reitschule; aber nachdem der merkwürdige Wohlfahrt'sche Hengst, der von den Einwohnern für einen Pegasus angesehen ward, zu seinen Vätern flog (denn wir sagen nicht, daß er starb), reitet man wieder lieber auf den Comptoirstühlen und man thut ganz recht daran.

Hotels und Restaurationen giebt es jetzt wohl, aber blos dem Namen nach.

Handels- und Gewerbschulen fehlen nicht mehr. Die erstern leidlich, die letztern gut.

Aber wir wollen nicht allzustreng sein. Gothenburg ist vorwärts geschritten, denn einige mit Kraft und Willen begabte Männer haben das Eis gebrochen und die Sache um ein gutes Stück gefördert.

Was die Einwohner selbst betrifft, so sind dieselben Gothenburger, das ist klar, und überdies Kaufleute mit Leib und Seele, das versteht sich von selbst.

Sie streben jetzt wie früher vor allen Dingen nach Geld; — aber es giebt doch einige darunter, die auch nach etwas Anderem streben.

Es giebt jetzt einen und den andern, der, obschon reich, gleichwohl, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ein solcher wird von der

feinen Welt eine Demokrat oder so etwas genannt — wahrscheinlich weil er auch Gefühl für die Bedürfnisse seiner Mitmenschen hat.

Aber wir schreiben nicht von diesen Ausnahmen, wir schreiben von der eigentlichen vornehmen Welt und eben so wie diese ein Bedürfnis für die Kränzchen ist, so sind die Kränzchen ein Bedürfnis für sie und beide nothwendig für uns. Das in unserm zweiten Kapitel erwähnte Fieber ist daher auch nicht verschwunden; im Gegentheil kommt es in der vornehmen Welt zu gewissen Zeiten mehr oder weniger oft wieder und scheint jetzt mehr eine Gewohnheit, ein nothwendiges Uebel, als eine Leidenschaft geworden zu sein. Man findet die Krankheit allgemein lästig und ergiebt sich darein. Wenn die Schmerzen (welche manche Leute ihre Gäste nennen) kommen, so ist man artig gegen sie beim Empfang, aber zänkisch nach ihrem Verschwinden.

Wir wollen nun nach dieser höchst flüchtigen Schilderung der Stadt und der Sitten ihrer Einwohner näher und besonders die Personen beschreiben, mit deren Namen der Leser schon im vorstehenden Auszuge bekannt gemacht worden ist. — — — — —

In derselben Ordnung und Reihenfolge, wie wir bei unserm Auszuge aus Doctor F\*\*'s Tagebuche an-

gewendet, gehen wir nun zu unsern detaillirten Schilderungen über.

Herr Robert Tickson, einer der in unserem dritten Kapitel aufgeführten Fremden, hatte anfangs in seinen Unternehmungen Unglück gehabt, wie man glaubte. Er machte einen vernünftigen Concur, hielt sich einige Zeit von den Geschäften entfernt und sociirte sich später mit seinem Bruder, unserm bekannten James Tickson, dessen Gattin eine geborne Fagge ist. Herr R. Tickson hatte sich mit einer Witwe verheirathet, der Schwägerin des uns nicht unbekanntem Frederik Wohlfahrt. Sie brachte ihm wenig Geld und einige Kinder aus ihrer ersten Ehe zu. Herrn Tickson's Gattin starb nach einigen Jahren und er blieb dann unvermählt.

Man behauptet allerdings, daß er die Absicht hatte, sich wieder mit der Tochter seines Schwagers Frederik zu verheirathen, die unter dem Namen „meine Frederika“ bekannt war, aber die vornehme Welt wollte sich nicht so nahe mit den Mitgliedern dieser heruntergekommenen Familie liirt sehen, besonders da die Mutter „meiner Frederika“, die allgemein „die Karbatsche“ genannt ward, doch nicht in die Kränzchen hätte eingeladen werden können.

Herr Tickson zog es daher vor, daß „meine Frederika“ ihn des Morgens um acht Uhr besuchte (versteht

sich in aller Ehrbarkeit) und des Abends nahm er sie mit in's Theater, ließ sie in seiner Equipage da- und dorthin fahren und unterhielt die Kellern.

Das Letztere war gleichwohl in der That keine kleine Last, denn sein Schwager hatte außer „meiner Frederika“ auch „meinen Sohn, den Künstler,“ aber was war zu thun? Herr Dickson wollte allerdings um der Ersparniß willen der Familie eine Wohnung auf einem ganz nah gelegenen Dorfe anweisen, aber da erhob der Schwager ein ganz erbärmliches Klaggeschrei und rief:

„Soll ich die Talente meiner Frederika auf diese Weise förmlich begraben? Nein, mein Bruder, das wäre furchtbar und gefährlich. Meinst Du das nicht auch, mein Bruder?“

„Meine Frederika“ sang nämlich; sie sang allerdings falsch, aber sie sang doch, und nun entstand oben drein zwischen den beiden Schwägern ein Duett, in welchem Herr Dickson, der die Bassstimme hatte, natürlich der größte war, so daß der Wohnungswechsel der Familie wirklich vor sich ging.

Inzwischen blieb Herr Dickson Compagnon seines Bruders und hatte nun in den Geschäften Glück, anstatt Unglück.

Bei der Inventur, die in Folge des Todes seiner Gattin vorgenommen ward, ergab sich, daß Herr Dickson circa eine Million Reichsthaler besaß und wenn

Die seine Welt. I.

man bedenkt, daß er blos ein Viertelantheil an dem Gewinn der Dickson'schen Firma hatte, so kann man nicht leugnen, daß er Glück zu machen gewußt hatte. Aber er wußte auch sein Geld zu pflegen und seinen Mammon in Acht zu nehmen.

Zum Beweis des Letztern brauchen wir blos zu erwähnen, daß einer von seinen Stiefföhnen, ungeachtet des Reichthums des Vaters, gezwungen ward, seinen Lebensunterhalt durch Sprachunterricht zu verdienen.

Herr Dickson ist sehr hochmüthig. Er grüßt niemals Jemanden, der vor ihm den Hut abnimmt, dafür es nicht der Landeshauptmann, ein General oder so etwas Aehnliches ist.

Im Ganzen genommen thut Herr Dickson aber ganz recht daran; er weiß recht wohl, daß man eigentlich nicht vor ihm den Hut abnimmt, sondern vor seiner Willkür.

Einmal ward er zu einem der ehrlichsten und achtungswerthesten Männer eingeladen, der überdies reich ist und einer der ältesten Familien von Gothenburg angehört. Herr Dickson antwortete dem Bedienten: „Empfehl mich Deiner Herrschaft und sage ihr, ich ließe ihr für ihre Einladung danken, hätte mir aber vorgenommen, keine neuen Bekanntschaften zu machen.“

Auf diese Weise vermied er nach dem herrschenden Gebrauche zu antworten, daß er nicht die Ehre haben könne.

Wie wenig geistreich er war, können wir überdies aus folgender Anekdote abnehmen.

Während eines Soupers bei seinem Bruder James trat ein junger Mann ein, der Handelscommis auf einem Comptoir der Stadt war und oft in den Abendgesellschaften die feine Welt durch seinen geschmackvollen Gesang unterhielt. Der junge Mann hatte sich einen Schnurbart wachsen lassen.

Herr R. Dickson ging bei seinem Eintritt auf ihn zu und fragte:

„Bei welchem Regimente stehen Sie, mein Herr?“

Der junge Mann antwortete: „Bei einem Regimente, wo man keine Vorurtheile hat.“

Herr Dickson, von dieser Antwort ein wenig betroffen, drehte sich herum, blieb aber mitten im Zimmer stehen und rief:

„Es ist in der That am besten, wenn unsere Lieutenants sich ihre Schnurbärte abschneiden, da unsere Commis sie wachsen lassen.“

Herr D. Tarnegi ist der von unserm alten Bekannten, Herrn Tarnegi senior, verschriebene Neffen. Er setzt die Firma und das Geschäft seines mit Tode abgegangenen Onkels fort.

Was die mit der Tochter Susanne projectirte Heirath betrifft, so war diese nicht so schnell gelungen als der alte Tarnegi gewünscht hatte. Frau Tarnegi

hatte, um ihr Unglück voll zu machen, den jungen Mann sich mit einer jungen Dänin verheirathen sehen müssen, anstatt mit ihrer Tochter, und Frau Tarnegi starb und nahm diesen Kummer in's Grab mit sich und ließ dagegen die zwei Millionen zurück, die sie nicht nitnehmen konnte.

Aber ihr Wunsch sollte gleichwohl nach ihrem Tode in Erfüllung gehen, denn die Frau des jungen Herrn Tarnegi starb auch und dann heirathete er endlich Mamsell Susanne Tarnegi.

In Bezug auf diese Heirath circulirten allerhand drollige Gerüchte.

Mamsell Tarnegi war nämlich nach dem Ableben des Vaters und der Mutter ein reiches, unabhängiges Mädchen geworden. Herr D. Tarnegi war ihr Vormund, aber verweilte oft in England und Schottland.

Inzwischen hatte Mamsell Tarnegi Lust und Gefallen am Reisen gefunden und unternahm einige Ausflüge nach Deutschland, der Schweiz und Italien in Begleitung einer Gesellschaftsdame und zweier Diener. Während dieser Reisen nahm sie die Gewohnheiten, wenn auch nicht den Namen eines der modernen Wesen der Gegenwart, nämlich eines „Blaustrumpfes“ an, und wir haben vor uns die Abschrift eines von ihrer Hand geschriebenen sehr sentimentalen

Gedichtes, welches wir in einem der großen Bücher fanden, die auf dem Kuhstalle in der sächsischen Schweiz allen Reisenden vorgelegt werden.

Mamsell Tarnegi kehrte von ihren Reisen zurück und es fehlte in Gothenburg nicht an Freiern für die reiche Erbin, aber ihr Herz schien schon seit langer Zeit seine Wahl getroffen zu haben. Sie unterhielt fortwährend eine enge Verbindung und einen fleißigen Briefwechsel mit Isabella, der Schwester ihres Vormundes.

Auf einmal erhält Tarnegi von seiner Mündel und Cousine Susanne Tarnegi ein Schreiben, worin sie ihm berichtet, daß ein junger sehr schöner Graf Namens *David* Parc ihre Hand begehrte, daß sie wohl keine Liebe zu diesem Freier fühle, welcher gleichwohl wie gesagt sehr hübsch und angenehm sei u. s. w. Sie bat ihren Vormund um Rath in dieser Angelegenheit.

Herrn Tarnegi's Schwester Isabelle starb gerade zu dieser Zeit und soll auf ihrem Sterbebette ihren Bruder inständig gebeten haben, sich mit ihrer Freundin Susanne zu vermählen.

Herr Tarnegi antwortete auf den erwähnten Brief, daß er gegen die Partie mit dem Grafen nichts einzuwenden, wohl aber beschloffen hätte, selbst um die Hand seiner Cousine und Mündel anzuhalten.

Nun reiste Mamsell Tarnegi unverweilt mit

einem Herrn Tarnegi gehörenden Schiffe nach Kopenhagen, traf daselbst ihren Vormund und feierte sans façon am Bord ihre Verlobung.

Kurz darauf reiste sie mit ihrem Bräutigam nach Paris und hielt dort von amore ihre Hochzeit.

Herr Tarnegi bekam mit seinem Blaustrumpfe zwei Millionen.

Glückliche ohne Concurrenz ausgeführte Unternehmungen in der Fabrikindustrie hatten schon vor seiner Vermählung Herrn Tarnegi's Vermögen sehr gesteigert und geführte Spekulationen in Opium, womit man bekanntlich die dummen Chinesen vergiftet, trugen später nicht unbedeutend zu Vermehrung der ungeheuren Reichthümer dieser Familie bei.

Ein junger Schiffskapitain Deckman, Sohn unsers bekannten Chr. Deckman, besorgte die gefährlichen Geschäfte des letztgenannten und verheirathete sich endlich mit einer Tochter der Frau Snebberg, geborenen Harras. Dieses junge Paar war aber von dem Opium schmuggeln so angegriffen worden, daß es keinen bessern Rath wußte, als fromm zu werden, das hilft!

Tarnegi's haben zwei Söhne, Erben ihres großen Vermögens. Doctor F\*\*\* hat in seinem Tagebuche neben ihnen ein NB. gemacht, welches wir nicht verstehen. Bedeutet es vielleicht, daß es nicht gut war, daß die

Mutter von Doctor F\*\*\* sich ätherisiren ließ, um im Kindbett den Schmerzen zu entgehen? Aber wie konnte sie wohl etwas Anderes wollen, die arme Frau? Wer so reich ist — braucht der wohl Schmerzen zu haben? — In Paris hatte man ihr den Rath gegeben, bei einer andern vorausgegangenen Gelegenheit auch Aether anzuwenden, aber da wollte sie das nicht, sondern legte viel Tapferkeit an den Tag. Die neuvermählten Frauen haben bei gewissen Gelegenheiten doch wunderliche Grillen.

Wenn Tarnegi's in Gothenburg sind, so haben sie Empfangstage für die Armen, welche sich dann auf dem Hofe versammeln müssen und ein jeder zwölf Schillinge erhalten.

Das macht viel Aufsehen.

Gewisse arme Verwandte von ihnen, welche sehr bumm sind, diesen Empfangstagen nicht beiwohnen zu wollen, lassen sie vor Hunger und Kummer umkommen.

Das macht kein Aufsehen.

Aber anders war es mit einer von Frau Susanne Tarnegi zum Vortheil der Armen in einer Uebersetzung herausgegebenen biblischen Geschichte, denn des Buchhändlers und Correctors Voraussehen, daß der Verfasser in Ansehen Anspruch auf des

Publikums Uebersehen machen könnte und daß ein genaues Nachsehen manches grobe Versehen in Wegfall bringen könnte, war die Ursache des Durchsehens des voluminösen Werkes, welches jetzt so viel Aufsehen erregt.

Und der Respekt stieg zugleich mit den Consols.

Daß der Verkauf unseres modernen Hübner bis jetzt sehr schlecht geht und daß die Armen auf diese Weise durch diese biblische Geschichte weder satt noch froh werden — das hat bis jetzt noch kein sonderliches Aufsehen erregt.

Frau Christine Hamm, welche Susanne Tarnegi's Tante war, hatte Zutritt in die Küche und demnächst in die bekannte Küchenstube, wo der Kutsher Swensson mit dem Cousin Deckman plauderte. Nach dem Tode ihrer Schwester kam aber Frau Hamm nicht einmal so weit, sondern mußte stets in der Küche der Schwestertochter bleiben, wo Doctor F\*\*\* sie oft auf einem hölzernen Stuhl sitzen sah. Zum Glück starb Frau Hamm endlich in großem Elende und ganz gewiß nicht an den Folgen einer Unverdaulichkeit. — Doctor F\*\*\* behauptet, daß alle solche Geschichten, Aether und dergleichen mit der Zeit schlimme Wirkungen auf den Rücken äußern und als wir ihm erzählten, daß Tarnegi kürzlich fünfundzwanzigtausend Reichsthaler zum Ankauf eines Hospitals geschenkt

habe, so antwortete er: „Ich weiß es schon, kann mit auch die Ursache davon denken.“

Herr James Tickson senior. Diesen Mann und seine Familie haben wir in unserer Erzählung schon früher oft erwähnt. Er war ebenfalls einer von den im Kapitel drei genannten Fremden und der, welcher von allen das größte Glück machte. In sein Geschäft war eben Herr R. Tickson mit einem Viertelantheil eingetreten und wenn der vierte Theil eine Million abwarf, so läßt sich leicht berechnen, wie viel Herr Tickson selbst besitzen muß.

Es ist auch gar nicht zu verwundern, wenn dieser unser Mann reich ist, denn er hat viel Glück in seinen Geschäften gehabt.

Er ward nämlich Verleger und Commissionair für einen Fabrikherrn Marström, der von seinem Vater *Marström* ein bedeutendes Vermögen und eine der besten und größten Besitzungen in der Provinz geerbt hatte. Nach Verlauf einiger Jahre ging es mit Herrn Marström so wie früher mit Herrn Bahl. Herr Marström sah sich genöthigt, seinen Bankerott zu erklären und Herr Tickson eignete sich zwei Landgüter und Fabriken, die ungefähr achthunderttausend Reichsthaler werth waren, für weniger als den dritten Theil dieses Betrages zu.

Dies war ein im Verlauf einiger Jahre ganz

gut angelegtes, sehr sorgfältig ausgeführtes und über alle Maßen wohlgelungenes Geschäft.

Beim Zusammentreten der Gläubiger wollte man Herrn Tickson zum Curator der Marström'schen Masse wählen. Da sagte Herr Tickson: „Meine Herren, ich will zweitausend Reichsthaler Banko an die Armen bezahlen, wenn ich nicht Curator werden muß,“ worauf ein gewisser Herr M. V. Thedin, ein sehr achtungswerther und reicher Mann in der Stadt vortrat und Herrn Tickson zurecht wies, indem er sagte: „Ich stehe dafür, daß Sie nicht Curator zu werden brauchen. Haben Sie die Güte, mir die zweitausend Reichsthaler Banko für die Armen zu geben und ich werde dafür sorgen, daß sie das Geschenk richtig erhalten.“ Herr Tickson zog sich darauf zurück und die Armen warteten noch auf die zweitausend Reichsthaler.

Herr Tickson, der nun Geschmack an diesem Provinzbraten bekommen hatte und fortfuhr, in Brettern und Balken zu „machen“, lernte nun auch bald die Bauern hinter's Licht führen, nämlich die Schatzkammer des Bauers, den Wald aussaugen. Geschickte stilsiferte und für Herrn Tickson höchst vortheilhafte Contracte wurden mit den ungebildeten und leicht zu verführenden Bauern abgeschlossen, welche Besitzer von kleinen Waldantheilen waren. Ein kleiner baarer Bortschuß in dem Augenblicke, wo die Steuerzettel bezahlt

Rhedin

werden sollten, einige Kannen Cognac und dergleichen bewirkten endlich die Unterzeichnung des Contractes und nun war die Maus in der Falle. — Eine Art Ausfaugungssystem, welches ohne Gnade und Barmherzigkeit dann zu Grunde gelegt und befolgt ward, brachte die armen Contrahenten im Laufe mehrere Jahre an den Bettelstab und sie fielen dann der Gemeinde zur Last.

„Never mind,“ sagte man auf dem Comptoir in Gothenburg.

Die Bauern sahen nun ein, mit welchem Patron sie zu thun gehabt, aber es war zu spät. Sie wünschten wohl Herrn Dickson zu allen tausend Teufeln und ihre Flüche schallten durch den öden Wald, aber was half es?

„Never mind,“ sagte man auf dem Comptoir.

Endlich wagten doch die eigenen Mitglieder der Handelsgesellschaft sich nicht mehr in den Dörfern sehen zu lassen, wo der Herr Patron gehau't hatte und man war gezwungen, Agenten dorthin zu senden. Aber sogar diese waren nicht sicher, sondern mußten sich mit scharfgeladenen Pistolen und andern Waffen versehen, denn es war mit den Bauern nun nicht mehr zu spaßen.

Inzwischen war die Kuh gemolken, die Sahne setzte sich in Gothenburg und sagte:

„Never mind.“

Außer dem Marström'schen Geschäfte und der Aus-  
sagung der Bauern ist es Herrn Dickson auch gelungen,  
kleine Waldantheile zu kaufen, welche an die Wälder  
grenzen, die der Krone gehören. Es entstand wohl  
ein Prozeß, in welchem der Bevollmächtigte der Krone  
behauptete, daß Herr Dickson über seinen Grenzen Bau-  
holz habe niederschlagen lassen und Herr Dickson ward  
verurtheilt, dreißigtausend Reichsthaler Strafe zu be-  
zahlen, aber das war eine Bagatelle im Vergleich zu dem,  
was er durch diese Uebergrieffe gewonnen hatte.

Ein anderer armer Teufel, der einige Bäume in  
dem Walde seines Nachbars gefällt hatte, mußte  
ohne langen Prozeß vierzigtausend Reichsthaler Strafe  
bezahlen.

Herr Dickson ist, wie wir wissen, mit Eleonora  
Fagge vermählt. „Frau Dickson“ (wie ihr Mann jetzt  
nicht vergißt, sie zu nennen) ist unter andern auch sehr  
kurzsichtig; dies ist wohl auch der Grund, daß sie sehr  
oft vergißt, einen Gruß zu erwidern.

Ueberdies ist sie hochmüthig, so lange kein Gewit-  
ter am Himmel emporzieht; blizt und donnert es aber,  
so wird sie furchtsam und versteckt sich mit dem Gesichte  
in Kissen.

Ihr Gatte grüßt mit der Hand und macht dann  
gerade dieselbe Geberde, wie der selige Karl Johann

mit dem Hute. Er ist daher artiger, als sein Bruder Robert, aber weniger höflich, als der selige König.

Frau Dickson ist ihrem Charakter und Herzen nach unbeschreiblich. Wir wollen ein einziges Beispiel zum Beweise anführen,

Ihre beste und intimste Freundin, Frau Kennedy, *Kennedy* starb arm und hat auf ihrem Sterbebette Frau Dickson, für ihre hinterlassene Tochter Sophie zu sorgen und kurz vor dem Tode der Kranken gab Frau Dickson das heilige Versprechen, dies zu thun.

Die kranke Freundin starb darauf. Wie gewissenhaft, edelmüthig und herzlich die überlebende Freundin ihr Versprechen erfüllte, ist Stadtbekannt, läßt sich aber, wie schon gesagt, nicht beschreiben, denn es würde zu rührend werden.

Dicksons haben mehrere Kinder und mit einigen derselben werden wir bald bekannt werden.

Was endlich den Reichthum der Familie betrifft, um noch einmal darauf zurückzukommen, so ist dieser ewig und unvergänglich, das versteht sich von selbst, besonders wenn der Holzhandel so einträglich bleibt, wie er seit einigen Jahren gewesen ist und wenn die Söhne so gut haushalten, wie zeither.

Herr F. Lang, auch einer von unsern bekanntesten Fremdsingen, vermählte sich endlich mit der Witwe des Doctor Lekman. Er lebt gut, befindet sich wohl, ge-

nießt das gesellschaftliche Leben und denkt nicht mehr weder an die Harvas'sche noch an andere Angelegenheiten. Eine Zeit lang gab er sehr oft Kränzchen in der Absicht, seinen Sohn (der aber Lekman heißt) mit Mamsell Tarnegi zu verheirathen. Es gelang ihm bloß, ihn auf's Comptoir zu bringen. Sein ältester Sohn, der den Namen Lang trägt, hat sich nicht dem Kaufmannsstande gewidmet, Doctor J\*\*\* war dagegen.

Herr Lang fährt fort zu lächeln, zu schmeicheln und zu rapportiren. Er geht zu Hause im russischen Schlafrock, führt eine Tuladose und hat ein feines Gehör.

Herr Pillerding ist noch am Leben, gesund und ein Mitglied der feinen Welt, obschon zwischen ihm und seiner Frau ein unaufhörliches Donnerwetter tobt, welches natürlich die Diensteute ausbaden müssen. Er tröstet sich mit einem guten Glas Bordeaux, oder sucht während des Ungewitters Ruhe bei der Gouvernante seiner Tochter, Frau Schnarf, einer Schuhmacherstochter aus Kopenhagen, die nicht beim Leisten geblieben ist und ungeachtet ihrer Sommersprossen, Herrn Pillerding sehr gefällt. Seine Gattin ist, wie wir wissen, eine Tochter der Frau Tagge, aber was Benehmen und Herz betrifft, der vollkommenste Gegensatz ihrer Mutter.

Die Letztere hatte ein Mal einem Kinde ihrer Tochter einen kleinen Kuchen geschenkt. Zufällig und na-

türlich aus einer ganz andern Ursache starb das Kind einige Tage darauf. Als nun Frau Sagge kam, um ihre Theilnahme an diesem Trauerfall zu erkennen zu geben, so ward sie an der Thür von Frau Pillerding empfangen, welche sie vor die Brust stieß, behauptete, sie habe ihr Kind um's Leben gebracht und ihr verbot, jemals wieder ihre Schwelle zu betreten.

Frau Pillerding sagt jetzt noch immer: „Das ist doch so dumm.“ — — —

Wir werden nun Bekanntschaft mit einigen uns bis jetzt unbekanntem Personen machen, die auch zur vornehmen Welt gehören und „Hochwildpret“ titulirt werden.

Herr J. J. Dickson junior, Sohn von James Dickson, vermählte sich mit einer Tochter von Pillerding, ob schon der alte Herr Dickson gegen diese Partie war. Herr J. J. Dickson ist Theilhaber der Firma James Dickson & Comp, und thut übrigens, wie man zu sagen pflegt, weder Böses noch Gutes. Genie ist keine käufliche Waare, sonst hätte er sicher sich einen Vorrath davon angeschafft, so aber leidet er daran gänzlichen Mangel.

In Doctor F\*\*\*s Tagebuche haben wir einen Brief von Herrn J. J. Dickson gesehen, dessen Inhalt unter aller Kritik war; die schwedische Sprache war darin geradebrecht und der Styl elend.

Herr D. Tickson, ein Bruder des Vorgenannten, ist sehr durstig und weiß das Geld des Vaters in Umlauf zu setzen. Er ist noch unvermählt, reist zuweilen nach der Hauptstadt und kehret natürlich in einem der größten Hotels ein. Hier schießt er in seinem Zimmer (gerade wie Bahl nach dem Kronleuchter) nach seiner Uhr und wenn er sie endlich getroffen hat, so holt er eine Art, schlägt alle Möbels entzwei u. s. w., was Alles im Abendblatt erzählt wird, versteht sich als etwas Doriginelles.

Doctor F\*\*\* ist sehr beschränkt, wenn er glaubt, daß drei und dreißig bis drei und vierzig Jahre nöthig sind, um das Leben in einer Gesindestube oder in einem Kamine zu beschließen.

Herr J. Tickson junior, Sohn des Herrn Robert Tickson senior. Ein treffliches Original eines holländischen Myther. Er ist unverheirathet, macht aber den jungen Damen auf eine sehr hoffnungsvolle Weise die Cour, wovon das folgende allgemeine Gespräch einen Beweis abgeben kann:

Herr E. „Wie befinden Sie sich heute Abend, Mamsell Farström?“

Mamsell F. „D, ich danke Ihnen, recht wohl.“

Herr E. „Haben Sie vielleicht in der letzten Zeit eine Reise gemacht?“

Mamsell F. „Ja, während des Sommers.“

Herr E. „Und wen hatten Sie zur Reisegesellschaft?“

Mamsell F. „Meine Mama.“

Herr E. „Das war in der That eine weniger angenehme Reisegesellschaft.“

Herr C. Ticksen, Bruder des Vorgenannten, in Gothenburg erzogen. Er hielt sich einige Jahre in Amerika auf und vergaß demzufolge unglücklicherweise seine Muttersprache, das heißt, er versteht nur mit Mühe, sich auf Schwedisch auszudrücken. Er verheirathete sich mit einer Amerikanerin und gehört nicht zur Firma James Ticksen u. Comp., sondern macht für seine eigene Rechnung in Thran und Baumwolle sehr gute und gewinnbringende Geschäfte.

Wir hätten unter die feine Welt auch noch Herrn Pillerding's Sohn, Edwin, aufnehmen können, der sich auch dem Handel gewidmet hat. Aber dieser Mensch ist so faß und so ohne alles Interesse für uns, daß wir am besten thun, ihn gar nicht weiter zu erwähnen. Wir wissen weiter nichts, als daß, wenn das Pillerding'sche Geschäft ein Mal von diesem Sproßling fortgesetzt werden sollte, die Firma eher, als man glaubt, in Gas aufgehen wird.

Und damit wollen wir die Beschreibung dieser für uns interessanten Personen beschließen und nur noch hinzufügen, daß Doctor F\*\*\* noch lebt; er geht in den

Familien noch aus und ein und scheint sich seinem Wesen und Aussehen nach nicht im Mindesten verändert zu haben.

Doctor F\*\*\* zieht immer mehr und mehr Geld nach der Stadt und freut sich über Gothenburgs Aufblühen.

Die Windspise ist in die Hände einer andern Familie gekommen; man hat einige neue Bäume anstatt der vom Winde umgebrochenen gepflanzt, aber sie scheinen eben so wenig gedeihen zu wollen.

Der selige Bellmann hatte gar nicht so unrecht, als er sagte:

Alles ist dem Wandel unterworfen.

## Sechzehntes Kapitel.

### Ein Kränzchen.

Bester Herr Graf, wenn Sie tanzen wollen,  
so will ich Ihnen auf der Cithar vorspielen.

Es steht zu vermuthen, daß der Leser schon lange gewünscht hat, in eines der großen Kränzchen der vornehmen Welt eingeführt zu werden und wir freuen uns in der That sehr, daß wir einen so bescheidenen Wunsch befriedigen können. Wir wollen uns also vorstellen: daß wir an einem schönen Morgen von einem Diener in gelbgrauer Livree mit silbernen Tressen und rother Plüschweste eine Karte zugestellt erhielten, durch welche wir von Herrn und Frau James Ticksen zu einem Dinner, Ball und Souper eingeladen werden.

Wir antworten nicht, wie Herr Robert Ticksen, daß wir beschloffen hätten, keine neuen Bekanntschaften mehr zu machen — im Gegentheil, wir lassen sagen, daß wir die Ehre haben würden.

Während der acht Tage, die noch verfließen müssen, ehe der große Tag herankommt, haben wir schon überall in der Stadt erzählen hören, was die Ursache dieser Einladung ist, welche in geringerem Umfange auch mehreren unserer Bekannten zugegangen ist. Wir meinen damit, daß nur die nächsten Verwandten und intimsten Freunde zu Diner, Ball und Souper, andere dagegen blos zu dem Lektüre eingeladen sind.

Und die Ursache dieser Festlichkeit?

Ja, die Ursache davon war keine geringere, als die Verlobung von Herrn J. Ticksen's Tochter Karoline mit einem Graf Posen.

Rosen

Und als dies in der Stadt allgemein bekannt ward, da mußte man die Kaffeeschwestern in den Salons und auf dem kleinen Berge hören:

„Aber, liebe Freundin, er ist ja arm wie eine Kirchenmaus! Er ist ja dumm wie ein Stock! Er kann ja kaum seinen Namen schreiben! Er hat ja rothes Haar!

O, ich kenne schon diesen Sechschillinggrafen!

Ich auch, das kannst Du mir glauben, denn gerade so viel gab er mir, der arme Teufel, u. s. w.

Auf alles Dies gab es keine andere Antwort, als: er ist Graf.

Wir für unsern Theil dachten: Da giebt es etwas

Gutes zu essen, zogen an dem bestimmten Tage unsern Frack an und wanderten die Hafengasse hinunter.

Am Ticksen'schen Hause angekommen, steigen wir eine Treppe hinauf und finden in dem Vorzimmer einen Diener, der uns von unseren Ueberkleidern befreit. Wir untersuchen unsere Haartour, treten ein und werden sofort in der Thür von dem Wirthe empfangen, der auf sehr artige Weise und mit höflicher Geberde uns die Hand drückt. Hierauf uns selbst überlassen, betrachten wir den Ort, an welchem wir uns befinden und machen einen Gang durch die angrenzenden Zimmer.

Zum Glück begegneten wir hier sogleich dem Doctor F\*\*\*, der sich uns anschloß und uns viele interessante Aufschlüsse gab.

Es war ein sogenanntes Vorgemach, in welches wir zuerst eintreten, eine Art Antichambre, mit einem Fenster nach dem Hofe, vor welchem ein Blumenbret angebracht und welches mit herabhängenden grünen und weißen Gardinen geschmückt war. Eine schwarz und rothgestreifte Decke war über den Fußboden gebreitet, das Sofa und die Stühle mit schwarzem Ueberzug versehen. An den mit hellen Tapeten bekleideten Wänden hingen die von Mamsell Köhl gezeichneten Portraits der Ticksen'schen Kinder. Ein schöner Kronleuchter und ein Sofatisch fanden sich noch in diesem ersten

Zimmer, in welchem wir nur den Wirth und einige Herren antrafen, die von König Oskar, der Abreise der Frau Schwarz und der anzulegenden Gasbeleuchtung sprachen.

Wir verließen dieses Zimmer und traten rechts auf einer hellgrauen Plüschdecke in das andere. Kostbare Möbel gab es hier mit gestreiftem hochrothem Atlas beschlagen; die Gardinen waren sehr bunt, aber doch hellfarbig, oben mit eine halbe Elle breiten dunkelrothen Fransen garnirt, von welchen, wie Doctor F\*\*\* uns mittheilte, die Elle achtzehn Reichsthaler kostet. Der Spiegelrahmen mit dem dazu gehörigen Consol waren reich vergoldet und auf dem letztern stand eine nicht mehr moderne Stuhluhr. Karl Johannis und Oskars Portraits an der einen Wand und zwei werthvolle Delgemälde gerade gegenüber an der andern, waren die Gegenstände, welche hier zunächst unsere Blicke auf sich zogen.

Wir machten gegen unsern Freund F\*\*\* die Bemerkung, daß die Stuhluhr ziemlich altmodisch zu sein cheine. Er antwortete uns, daß sie eine Art Andenken des Hauswirthes sei, indem er sie seiner Frau an ihrem Hochzeitstage geschenkt habe. Wir fragten nach dem Preise des Delgemäldes, welches Karl Johannis Portrait gegenüber hing und allerhand Früchte vorstellte. Doctor F\*\*\* sagte uns, daß es von einem dänischen

Künstler gemalt sei, und daß die Wirthin es in einer Lotterie gewonnen habe. Das andere Bild war von Fräulein Edlersparre gemalt.

Dieses Zimmer hatte zwei Fenster nach der Straße zu und wir trafen darin einige Damen, die mit Herrn Pillerding und Graf Posen sprachen. Wir hörten hier von Frau Hichtenburg sprechen, die einen Modehandel in der Stadt hatte und man erzählte, wie der junge Lammerberg gleich einem langfristigen Wechsel von Zanni Hinten in Sven Hehnström's Kasse eingeschlossen worden und man lachte herzlich über diesen Scherz, der dem jungen Manne beinahe das Leben gekostet hätte. Wir hörten Bralle Katt nennen und verließen endlich dieses Zimmer, um das dritte zu besuchen, welches auch nach der Straße hinausging und links von dem zweiten lag.

Lichtfenster

Rekonstruktion

Dieses Zimmer war mit einer hellen, jedoch mit dunkelblauen und rothen Blumen gezierten Plüschdecke belegt. Hier finden wir die Möbel mit hellgrauer Halbseide beschlagen, die Gardinen waren von demselben Stoff und derselben Farbe. Portraits der Glieder der königlichen Familie schmückten die Wände und ein vor dem Sofa stehender Tisch ist mit einer Menge schöner Kupferstücke, neuer Taschenbücher u. s. w. bedeckt. Ueber dem Sofa hängt ein kostbarer viereckiger Spiegel, der wie Doctor F\*\*\* behauptete, einen sehr brillanten Effekt machte, wenn die gerade gegenüber befindlichen Sa-

lonthüren sich öffnen und die im Salon befindlichen Kronleuchter und Lichter sich darin spiegeln. Der Salon war jetzt aber noch nicht zugänglich, wir hofften jedoch, ihn später am Abend ebenfalls betrachten zu können.

Das zuletzt beschriebene Zimmer ist, wie wir hörten, das Parloir der jungen unverheiratheten Damen, wenn bei Dicksons große Soupers und Bälle gegeben werden und wir würden diese Wände beneidet haben, wenn sie wie die des Klosters Ohren gehabt hätten.

In diesen drei Zimmern waren die Kronleuchter von fast gleicher Form.

Wir kehrten nun auf demselben Wege in das erste Zimmer zurück und das Diner ward als servirt angekündigt. Die aus diesem Zimmer in den Speisesaal führenden Thüren wurden aufgerissen. Die Herren boten den Damen den Arm und man schritt in langem Zuge in den Saal hinein.

Nun setzte man sich zu Tische, nachdem man stehend die kleinen in einer Ecke des Saales stehenden Delikatessen des Vortisches, Spirituoson und kalte Speisen, Butter und Brot und dergleichen gekostet hatte.

Wir waren im Ganzen fünfundzwanzig Gäste und außer unsern in diesem Buche schon oft genannten Bekannten fanden wir unter denselben auch einige andere Freunde der Familie.

Das Diner war gut und alle Gerichte ausgezeichnet; Port- und Kereswein von Primaqualität, auf den Fisch folgte Sauterne und darauf der feinste Claret und Rheinwein.

Mittlerweile bewunderten wir die an dem Fenster stehenden schönen Topfgewächse und ebenso ein kostbares Buvet, welches in der Mitte der einen langen Wand des Saales angebracht war.

Geschmackvolle dunkelrothe Gardinen schmückten die Fenster und an den Wänden sahen wir einige Portraits von den schottischen Anverwandten des Hausherrn.

Nachdem Braten und Fisch vorüber war, ward Champagner aufgetragen und der Wirth forderte durch einige Schläge auf den Tisch zur allgemeinen Aufmerksamkeit auf, hob dann den Arm und sagte:

„Ich bitte meine geehrten Gäste, ihre Gläser zu füllen.“

„Meine Herren und Damen! Ich habe die Ehre, die Gesundheit des Herrn Grafen P. Posen und meiner Tochter Karoline auszubringen, welche der Herr Graf mit seiner Liebe beehrt.“

Man leerte die Gläser.

Es geschah bei dieser Gesundheit dem Herrn Grafen kein Unglück. Er schwieg, schlug verschämt die

Augen nieder und trank. Wir ebenfalls; Doctor F\*\*\*  
lachte sich in's Fäustchen.

Und während nun das reichliche Dessert in Angriff genommen ward, gestaltete sich das Gespräch lebhafter und die Gäste bewegten sich freier. Mehrere hatten sich das Wort aus und Gesundheiten wurden ausgebracht auf Gothenburgs Wohlergehen, Handel und Seefahrt, den Herrn Landeshauptmann u. s. w.

Unser Freund Pillerding beeilte sich ebenfalls, sich als Sprecher hören zu lassen und begann:

„Meine Herren und Damen, ich habe die Ehre, die Gesundheit der Damen auszubringen, auch der abwesenden, und zwar mit Hinsicht auf die vielen genussreichen Augenblicke, die wir dem schönen Geschlechte zu verdanken haben. Wir trinken daher gern diese Gesundheit und wenn das Wohlergehen der Stadt, Handel und Seefahrt bis zu den entferntesten Küsten uns interessiren, so dürfen wir auch nicht die näherliegenden Klippen und Scheeren vergessen, an welchen unsere Fahrzeuge niemals stranden.“

„Bravo!“

„— Und dann bitte ich Sie, meine Herren und Damen, zu gedenken, daß wir bald eine neue Börse erhalten, eine für das allgemeine Beste sehr nützliche Einrichtung, die wir nicht vergessen dürfen, sondern auch in unser Glas einschließen müssen. Aber vor Allem

trinken wie die Gesundheit der Damen, auch der abwesenden, folglich auch der kürzlich abgereisten. Meine Herren und Damen, ich trinke auf die Gesundheit der Frau Schwarz!"

„D, wie dumm,“ sagte Frau Pillerding zu Doctor F\*\*\* und suchte den Kerger mit einem Glase Champagner hinunter zu spülen, aber die Wolke zu dem Donnerwetter des morgenden Tages stieg schon auf ihrer Stirn empor.

Man stand nun vom Tische auf und wir gingen in den sogenannten Junggesellenclubb, um daselbst die Stunde des Balles zu erwarten.

Acht Uhr des Abends in das Ticksen'sche Haus zurückgekehrt, fanden wir die ganze prächtige Etage geöffnet. Die aus dem Salon in den schon früher erwähnten Spiegel zurückgestrahlten Kronleuchter machten einen schönen und blendenden Effekt.

Ein Blick in diesen Salon wird mit angenehmer Ueberraschung belohnt, denn hier sah man den größten Luxus mit gutem Geschmack vereinigt. Die Tapeten sind jedoch nicht ganz glücklich gewählt. Zwischen den vier Fenstern sehen wir drei hohe Trumeaux in über eine Elle breite reich vergoldete Rahmen eingefaßt. Die Gardinen von dickem dunkelrothem Atlas mit weißem Futter sind so lang, daß sie über eine Elle auf die schöne kostbare Fußdecke herabfallen, welche in mehrern Farben

das Auge unterhält. An der dem Fenster gegenüber befindlichen Wand steht ein kostbares Phantasiemöbel mit darauf gestellten schönen Porzellan, Marmor, Porphyr- und Christallarbeiten. Zu beiden Seiten dieses Möbels stehen zwei Sofa's und der Salon ist übrigens mit einer Menge Lehnstühle und Stühle möblirt, die eben so wie die Sofa's mit demselben Atlas überkleidet sind, wie der zu den Gardinen verwendete.

Zwei Porzellankamine mit darauf befindlichen Statuen schmücken zwei Ecken des Zimmers und eine Reihe Spieltische sind vor den Fenstern und Spiegeln aufgestellt.

Ein Kabinet und daran grenzendes Garderobezimmer bildet das Ende der Etage auf dieser Seite, in welcher wir über vierhundert Wachskerzen angezündet fanden, der Saal aber, in welchem wir unser Diner eingenommen, war des Abends ganz besonders brillant durch hundert und fünfzig Kronleuchter- und Randselberkerzen erhellt.

Man tanzte. Die Musik befand sich in einem an den Saal anstoßenden kleinen jetzt geöffneten Zimmer, dessen Thüren mit rothen Gardinen drapirt waren. Auch von dem ersten Zimmer hatte man einen Eingang in Herrn Dickson's eigenes Zimmer geöffnet, welches für diesen Abend als Buzetzimmer benutzt ward, in

welchem die Herren den daselbst anzutreffenden Erfrischungen fleißig zusprachen.

Wir sprachen endlich unsere Bewunderung über alle diese von uns gesehene und dem Leser jetzt beschriebene Pracht aus.

Doctor F\*\*\* antwortete:

„Gullebo war prachtvoller und Höggvist noch viel geschmackvoller eingerichtet.“

In diesem Augenblicke that die alte Stuhuh zwölf schnarrende Schläge.

Trotz der großen und glänzenden Gesellschaft, trotz der prachtvollen Zimmer, in welchen ein König sich nicht hätte schämen dürfen, seinen Aufenthalt zu nehmen, trotz der feinen Weine, die im Ueberfluß vorhanden und ganz geeignet waren, Geist und Gemüth zu erheitern und höher zu stimmen, vermiste man doch auf dem ganzen Balle das rechte Leben und die Conversation war wie die Mandelmilch — fade.

In den Zwischenpausen des Tanzes suchte man sich so gut als möglich zu unterhalten. Damen und Herren schwakten durcheinander, und wenn es auch an Wis fehlte, so fehlte es doch nicht an Wagen. Frau Pillerding versäumte nicht, jede der vielen Zweideutigkeiten, durch welche die Herren das zu ersetzen suchten, was ihnen an Esprit abging, mit einem unmäßigen Gelächter zu begleiten, höchst wahrscheinlich um dadurch

zu verstehen zu geben, daß sie eher als jede andere der anwesenden Damen dergleichen Dinge aufzufassen, zu würdigen und zu genießen verstand.

Herr Edwin Pillerding erzählte einer jungen Dame zum hundert und zwanzigsten Male seine Reise nach Deutschland, während Bralle Ratt daneben stand und jede Gelegenheit wahrnahm, irgend einen, wenn auch abgedroschenen Wis anzubringen.

Nach beendetem Tanz ward das Souper eine Treppe höher in Pillerdings Wohnung eingenommen und Schlag Ein Uhr setzte sich Doctor F\*\*\* in seinen Wagen und sagte: „Nach Ueberlingen.“

## Siebzehntes Kapitel.

---

### Phantasien.

Die Ignoranz der Materie kann unmöglich die Kräfte der Seele fassen und Eulen sind die Wege unbekannt, auf welchen Adler sich zur Sonne emporschwingen.

Georg Sand.

Doctor F\*\*\* war in Paris und wohnte bei uns, rue Matignon Nr 22. Unser Freund war kürzlich angelangt und hatte, wie er sagte, eine längere Reise durch Europa vor. Wir waren kurz vor ihm angekommen und wurden von seinem unvermutheten Besuche sehr angenehm überrascht. Noch mehr aber erfreuete uns sein Entschluß, mit in unser kleines Logis ziehen zu wollen. Da er sich auch nur einige Tage in Paris aufhalten konnte und wir ebenfalls binnen Kurzem zu unserm lieben Bodenseestrande zurückkehren mußten, so nahmen wir uns vor, die Zeit, welche uns noch übrig war, so angenehm als möglich zu verleben.

Man konnte auch in der That kaum eine trefflichere Gesellschaft haben als die des Doctors. Er war

reich, unabhängig, besaß eine Menge Kenntnisse, war unterhaltend, richtete sich in Allem nach Andern und war mit allen Menschen bekannt. F\*\*\* war überdies Philosoph, aber kein Pedant, sondern ein sehr behaglicher, nachgiebiger und interessanter Grübler, der Jedem unbestritten das Recht ließ, zu denken und zu glauben, was er wollte.

Niemals sah man Doctor F\*\*\* unthätig, dagegen aber oft mit Gegenständen beschäftigt, die uns und Andern fast kindisch vorkamen.

So traf es sich z. B., daß er am Tage nach seiner Ankunft in einer, wie er sagte, ganz wichtigen Angelegenheit ausging. Nach kurzer Abwesenheit kam er wieder; er war im Jardin des plantes gewesen, hatte daselbst mit den Papageien geschwätzt, eine Meerkrake knien gelehrt und einen Bären ätherisirt. Er brachte eine Puppe mit, die, wie er behauptete, noch denselben Tag sterben und zum fliegenden Insekt geboren werden sollte. Er legte sie daher vorsichtig unter ein Glas.

Gleich darauf beschäftigte er sich mit einem Stück schimmeligen Brotes. Er sagte, er sei überzeugt, daß dieser Schimmel, ebenso wie die Staubpflanze (*Byssus* L.) und die sogenannte Priestley'sche grüne Materie mehr aus lebenden Wesen bestehe, denn aus wachsenden Pflanzen, so wie daß diese eben so wie die Infusionstierchen in Folge eines chemischen Prozesses zur Welt kommen

und nicht wie andere Thiere in Folge einer geschlechtlichen Fortpflanzung. Es bildete sich also ein lebender Körper aus mehreren todten Dingen und dieses sei, wie er sagte, eine sogenannte galvanische Schöpfung.

Wir bemerkten, daß uns gleichwohl bekannt sei, wie auch der Schimmel, die Staubpflanze und die genannte Materie sich durch Keim, Ei, Brut u. fort pflanzten. Er gab dies zu, behauptete aber dagegen, daß die erste Entstehung dieser lebenden Thierpflanzen oder Pflanzenthiere bis jetzt stets ohne vorher existirenden Saamen oder Keim geschehe und daß ihre Geburt nur von der Bildung einer schlammigen Substanz (welche er die Ubsubstanz nannte) abhängig sei, welche Substanz dann in demselben Grade sich verzehrt, als der Schimmel oder das Geschöpf entsteht und wächst. Er ging so weit, daß er im weiteren Verlaufe unserer Unterhaltung behauptete, daß auch die Menschen und alle Thiere während einer der längstverfloffenen Umwälzungsperioden der Erde auf dieselbe Weise zuerst geschaffen worden, nämlich in Folge eines chemischen Prozesses oder einer Vereinigung zwischen der Seele (dem geistigen Prinzip) und der Materie, aber daß ein solches Phänomen nur einer der ersten Perioden der Welt angehören könne, wo jedoch das hier erwähnte Wunderwerk nicht das einzige gewesen, welches geschehen sei.

Endlich beschäftigte er sich wieder mit der Puppe.

„Denken Sie sich, meine Freunde,“ sagte der Doctor, „wie das kleine Wesen, welches so eingesperrt und gefangen daliegt, erstaunen wird, wenn es sich auf einmal frei fühlt, Flügel hat, von Blume zu Blume fliegen und den Geruch und Geschmack derselben genießen, die Wärme der Sonne fühlen und das strahlende Licht des Tages sehen kann. — Aber,“ fuhr er fort, „in diesem Augenblicke stirbt das Würmchen. Seht, jetzt wird der Schmetterling geboren. — Das ist sein drittes Leben.“

„Sein drittes?“ fragten wir.

„Ja, ja wohl!“ und er fuhr fort das kleine jetzt geflügelte Thier zu betrachten.

Der neugeborne Schmetterling sah kümmerlich aus und wir bemerkten: „Schön scheint das kleine Thier nicht zu werden; es hat ein so erbärmliches, mangelhaftes Aussehen.“

„Er hat als Larve zu gut gelebt; ich fand es auf einem Kohlblatt,“ sagte F\*\*\*

Später am Tage gingen wir aus, besahen Dupuytren's Rabinet, besuchten darauf einen Bekannten, der uns nach der kürzlich nach einer verbesserten Methode angelegten elektro-magnetischen Telegraphenanstalt und sodann in's Palais royal, geleitete, um in einer der daselbst befindlichen Restaurationen zu Mittag zu speisen. Wir trafen endlich einen Landsmann und begaben uns nach der Mahizeit

in das Café Estaminet Danemarc in der rue St. Honore. Louis (der Kellner) brachte uns unsern gewöhnlichen Kaffee, aber diesmal eine für uns ungewöhnliche Zeitung, nämlich den Constitutionnel. Louis entschuldigte sich, indem er sagte, daß die Presse eben gelesen würde.

Inzwischen nahm unser Landsmann mit dem Constitutionnel vorlieb und wir schaueten uns im Zimmer um.

Links von der Eingangsthür in der Ecke neben dem Fenster saßen mehrere Schweden, studirten „Todesfälle, Ernennungen, Schauspiele“ u. im Abendblatt und sprachen dazwischen, in der Meinung, daß Niemand ihre Sprache verstünde, laut von ihren Abenteuern in der großen Stadt. An mehrern andern Tischen spielten Franzosen Domino und tranken Cognac in ihren Kaffeetassen. Einige Deutsche tranken Bier und rauchten aus Pfeifen. In einer andern Ecke des Zimmers sahen wir Spanier Cigaretten wickeln und einen Chinois, das heißt einen Chinesen, oder, noch deutlicher übersetzt, eine Pflaume in Franzbranntwein verzehren.

„Donnerwetter und Teufel!“ sagte unser Landsmann mit der Zeitung (unsere Leute können einmal das Fluchen nicht lassen); „so etwas ist noch nicht da gewesen! Lesen Sie einmal diese Annonce, meine Herren.“

Und wir lasen :

„Madame La Combe, rue Boucher 1. au premier, près le pont neuf, donne des consultations sur le passé, le présent et l'avenir.“ \*)

„Diese Mamsell kenn' ich,“ sagte Doctor F\*\*\*.

„Mamsell? Es muß wohl eine Frau sein, zum Teufel, hier steht ja „Madame,“ sagte unser constitutiveller Landsmann.

„D. bewahre! hier in Paris sind ja alle Mamsell's Madame. Das ist einmal so Mode.“

„So, so! — Aber Scherz bei Seite, Herr Doctor, kennen Sie diese Madame La Combe wirklich? Es ist wohl bloße Charlatanerie, nicht wahr?“

„Das wäre wohl möglich, aber nicht wahrscheinlich,“ antwortete der Doctor.

„Wirklich? Das wäre ja ein verflucht guter Wis, einmal ein solches Menschenkind zu hören. Wahrsagt sie aus den Karten oder aus dem Kaffee? Liest sie in den Sternen oder in den Händen? Sagen Sie, wie zum Teufel macht sie es eigentlich?“

„Ich magnetisire sie,“ sagte Doctor F\*\*\*.

„Wie? was? ist es möglich?“ riefen wir Andern

---

\*) „Frau La Combe, Schlächterstraße No. 1, eine Treppe, nahe bei der neuen Brücke, giebt Rath und Auskunft über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

auf einmal und so laut, daß Louis, welcher glaubte, wir wollten Etwas von ihm, antwortete: „plait-il?“

Nun ließen wir den Doctor nicht eher Ruhe, als bis er uns versprach, uns bei Madame La Combe einzuführen und endlich sagte er: „So kommen Sie.“

Bald erreichten wir die rue de boucher No 1; wo ein Thürhüter uns mit den Worten: „Au premier messieurs“ empfing. Also in der ersten Etage — na, das wußten wir schon vorher, und stiegen im Finstern die Treppe hinauf, obschon es draußen auf der Straße noch ganz hell war.

Raum waren wir oben angekommen, so öffnete sich die Thür des Ganges und eine — wir wissen in der That nicht, ob Jungfrau, Mamsell, Magd oder Madame — mehr einer Here als sonst etwas ähnlich sehende Person bat uns in scharf accentuirtem, südländischem Dialect, einzutreten und ging dann selbst die Treppe hinunter.

„Ich erwartete Sie, meine Herren,“ sagte Madame La Combe, die uns mit einer graziosen Verbeugung empfing. „Es war merkwürdig genug, daß Louis, der mit Leib und Seele ein rother Republikaner ist, es über sich gewinnen konnte, den Constitutionnel anzuerkennen — aber die Vorsehung wollte es. Ich erwartete Sie. Nehmen Sie Platz, meine Herren. Wie befinde ich mich heute, mein bester Herr Doctor?“ fuhr

sie fort und setzte sich in einen neben dem Tische stehenden Lehnstuhl. „Wie befinde ich mich?“

„So ziemlich gut,“ antwortete Doctor F\*\*\*.

„Aber es ist mir ganz unmöglich — heute mich einschlafeln zu lassen.“

„So —“ sagte Doctor F\*\*\*.

„Ja — ich weiß es wohl, wenn Sie wollen — Aber jetzt noch nicht — nicht wahr, guter Doctor?“

Doctor F\*\*\* fixirte sie scharf.

Und Madame La Combe lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Der Doctor trat näher an sie heran und magnetisirte sie. Sie holte einen tiefen Seufzer und schlief ein.

Nun zog Doctor F\*\*\* aus seiner Brieftasche ein kleines Papier, öffnete es und legte eine Menge kleiner Pappscheiben auf den Tisch in die Nähe der Schlafenden. Auf einer jeden dieser Scheiben war ein Haar mit irgend einem unsichtbaren Leim, wahrscheinlich Hausenblase, befestigt. Ueberdies waren alle diese Papierscheiben mit Initialbuchstaben versehen.

„Was fahst Du?“ fragte der Doctor die Schlafende.

Mit matter Stimme antwortete sie:

„Ich sah Dich zugeben, daß eine tugendhaft und religiös gesinnte Königin von ihrem Beichtvater und

Seelenforger überredet ward, ein unkeusches Verhältniß einzugehen. Ich sah Dich nicht jenen ehrvergeßenen Priester strafen, sondern ihn mit Ehrentiteln und Reichthümern überhäuft. Aber ich sah Dich dagegen seine beiden Söhne strafen. Ich sah ihre Frauen kinderlos und unglücklich — die eine in der Zwangsjacke, die andere von ihrem Gatten fliehend mit einem —“

„Was siehst Du?“ fragte der Doctor sie unterbrechend.

„Ich sehe Dich überall strafend, belohnend, helfend, verhindernd, verderbend, tödtend, liebend, verzeihend. Aber nein! ich sehe Dich nicht, ich kenne Dich!“

„Was wirst Du sehen?“

„Die Gerechtigkeit siegen, die Ungerechtigkeit unterdrücken, die Tugend belohnen, die Sünde strafen, die Blinden sehen und die Todten leben.“ — — —

Der Doctor legte etwas auf Madame La Combe's Haupt. Wir bemerkten, daß es eine der erwähnten kleinen Papiercheiben war und sahen, daß der Buchstabe E darauf geschrieben stand.

„Was sahst Du, was siehst Du und was wirst Du sehen?“ fragte er.

„Ich sah jenen Mann seine unglückliche, von Martern und Chicanen gepeinigte, aber kluge und verständige Frau in ein Irrenhaus sperren lassen, damit er sich mit einer schönen Witwe verheirathen könne.

Aber ich sehe ihn jetzt, gefoltert von der entsetzlichsten Gewissensqual, die er vergebens zu betäuben sucht, Tag und Nacht von einer ihn langsam tödtenden Unruhe verfolgt. Ich werde den Sohn sehen — wie er den Vater straft.“

Der Doctor legte eine mit W. bezeichnete Papierscheibe auf den Scheitel der Schlafenden.

„Was sahst Du? Erzähle es kurz.“

„Ein Amerikaner legte vertrauensvoll sein Vermögen in W.'s Hände. Der Amerikaner starb auf einer Seereise. Seine hinterlassene Familie suchte vergebens die deponirten Valuten wieder zu erlangen. Der darüber ausgestellte Empfangsschein aber lag auf dem Grunde des Meeres und W. läugnete. Die Frau und Kinder des Verstorbenen kamen in Noth und Elend und die ganze Familie ging in Mangel und Armuth zu Grunde. Der Betrüger blieb ungestraft.“

„Was siehst Du jetzt?“ sagte der Doctor und legte eine andere Scheibe, auf welcher die Buchstaben J. J. D. standen, auf den Kopf der Somnambule.

„Sein Sohn ist blödsinnig.“

Und indem er die letzte Papierscheibe mit einer andern vertauschte, auf welcher wir die Buchstaben D. C. sahen, fragte er: „Was wirst Du sehen?“

„Aufruhr in der Hauptstadt. Seine Abgesandten vertheilen Geld unter das Volk — — Seine Kinder

— wieder werden die armen Kinder gestraft. Die armen Kinder! — — “

Der Doctor hat Einen von uns um ein Haar, er erhielt es und legte es auf den Scheitel der Schlafenden.

„Was sahst Du, was siehst Du, was wirst Du sehen?“ fragte er wieder.

„Hat drei und dreißig Jahre lang mit Unglück und Mangel gekämpft. Hat seine Bestimmung mißverstanden. — Schlägt jetzt den richtigen Weg ein. — Wird das Ziel erreichen.“

„Ruhe nun aus!“ — sagte der Doctor.

„Parole d'honneur, mein bester Doctor, das war der größte Unsinn, den ich jemals gehört.“

„Still, still,“ sagte F\*\*\*, „sie hört. Ich wußte vorher, daß es uns kein Vergnügen machen würde, aber es war ja Ihr eigener Wunsch, einmal einer solchen Sitzung beizuwohnen. Solche Aussprüche können übrigens nur den interessiren, welchen sie angehen und ich konnte im Beisein von vier Person der Magnetisirenden doch nicht erlauben, in Details einzugehen. Sie hätte da sehr leicht Etwas sagen können, was einer von uns nicht hören dürfte. Aber ich will sie aufwecken.“

Nach ihrem Erwachen verließ uns Madame La Combe und wir gingen in die Assemblée générale des délégués des travailleurs.

Es war am 3. April 1848.

Als wir in den Saal eintraten, sagte Louis Blanc von der Tribune:

„Isolirung, Antagonismus und Konkurrenz sind drei Prinzipien, welche die gegenwärtige Gesellschaft beherrschen, erhalten und begründen.“

Nun suchte er zu beweisen, daß die Konkurrenz die Ursache des steigenden Elendes unter den Armen und immer mehr um sich greifenden moralischen Verberbniß der Vermögenderen, so wie der Keim der Revolutionen sei, welche eine nothwendige Folge alles dessen wären, und rief:

„Ihr Reichen! Ihr habt keine Gleichheit im Glück gewollt, nun müßt Ihr Euch derselben im Unglück unterwerfen — nämlich der Erste von Euch wird der Diener des Letzten werden.“

Dann schloß er mit den Worten:

„Ja, werdet Alle wie Brüder und Ihr werdet Alle reich werden in der Erfüllung Eurer Pflichten!“

„Gut gebrüllt,“ sagte unser Landsmann, worauf der Doctor antwortete:

„Ja, der Saame fiel theils auf den Weg, theils auf den Felsen, theils unter die Dornen, aber einige wenige Körner fielen auch auf guten Boden, und diese

werden eines Tages aufgehen und hunderfältige Frucht bringen.“

Die Zusammenkunft war beendet und wir trennten uns, denn der Doctor hatte einen Besuch abzustatten, unser Landsmann ging in die Oper und wir nach Hause.

Wir waren recht müde, als wir wieder in unsere Wohnung traten und begaben uns zur Ruhe, ohne die Nachhausekunft des Doctors abzuwarten.

Wir erwachten zeitig am andern Morgen und fanden Doctor F\*\*\* schon am Schreibtisch. Als wir ihn fragten, womit er sich so zeitig beschäftigte, reichte er uns das Blatt, an dem er geschrieben, hin und sagte: „Lesen Sie.“

### Mein Traum.

Es war mir, als sei ich von mich festhaltenden unerklärlichen Banden oder Netzen umfangen oder umwunden. Da ich zugleich fühlte, daß ich selbst mich immer entwickelte und zunahm, so ward endlich der Druck, den meine Fesseln, oder die meinen Körper dicht umgebenden Bande ausübten, mit jedem Augenblicke un-erträglicher und schmerzhafter. Eine entsetzliche Angst, eine unbeschreibliche Sehnsucht und eine peinliche Schwere bemächtigten sich meines ganzen Wesens.

Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn und ich dachte, das Herz müßte mir brechen. — —

Auf einmal sprengte ich durch eine übernatürlich, Anstrengung meine Bande und es war mir, als fiel ich von einer entsetzlichen Höhe herab — und schwebte dann in der Luft, getragen von unsichtbaren Kräften, welche mich umgaben und unaufhörlich auf mich einwirkten. Eine kreisförmige Bewegung begann und allmählig ward ich von einem angenehmen Taumel befallen, ungefähr wie wenn man anfängt —

Ich sah, ich hörte, ich schmeckte, ich fühlte und noch nichts, aber ich ward von Etwas erfüllt, was sich mit den Gefühlen vergleichen läßt, von welchen, in höherm oder niederm Grade, die Menschen während ihres Lebens auf Erden durchdrungen sind, nämlich: Anbetung, Dankbarkeit, Liebe, Freundschaft und Zuneigung. — Mir schien es, als wären dies meine jetzigen Sinne, meine Genüsse, meine Bedürfnisse. Sie wurden mir von den mich tragenden Kräften mitgetheilt, die alle eben so beschaffen waren wie ich, und für mich war es ebenfalls ein Bedürfnis, ihnen vor diesen meinen Gefühlen mitzutheilen. Bald war ein wechselseitiger Austausch zwischen uns geordnet und nun war ich von einer angenehmen Verzückung befallen, einer Art Inspiration, nicht ungleich der ersten, rinnen, Alles opfernden, hinreißenden Liebe, so wie sie in jün-

gern Tahren die Menschen beherrscht und ihnen dann so unerklärlich, übernatürlich und beseligend erscheint.

Aber ein Theil der Kräfte, die mich umgaben, war nicht so glücklich, das heißt, sie besaßen nicht eine so starke Inspiration wie ich; andere dagegen besaßen eine höhere und stärkere als die meinige. Die Erstern kamen mir arm und unglücklich vor, die Letztern reich. Ueberdies umschwebten mich Millionen andere untergeordnete Wesen, von welchen einige bloß eine der erwähnten fünf Eigenschaften besaßen, andere zwei oder drei u. s. w. Aber Anbetung, als die höchste Eigenschaft, Kraft oder Inspiration, der höchste Genuß, das höchste Bedürfniß, welches der irdischen „Vernunft“ entspricht — Anbetung besaßen alle diese untergeordneten Wesen nicht, und wir anderen, höher begabten, besaßen demzufolge eine unumschränkte Gewalt über sie, ebenso wie auf der Erde die mit Vernunft begabten Menschen Macht über die Thiere haben. — —

Unmöglich konnte ich mir erklären, wo ich jetzt eigentlich weilte und war, denn Alles um mich her kam mir so fremd vor. Gleichwohl war es mir, als sei ich von nicht unbekanntem Wesen umgeben und in demselben Augenblick, wo ich an einen früheren Bekannten dachte, schwebte dieser entweder in oder außer mir.

Die außer mir befindlichen Wesen wurden unaußhörlich fortgestoßen, näherten sich wieder und wurden

auf's Neue fortgestoßen. Alle diese bedurften, wie mir schien, Hilfe und Unterstützung von uns Anderen.

Eins bedurfte Zuneigung, aber konnte sie nicht fassen; dies war einer meiner früheren Bekannten, ein Erzspieler, egoistisch und eigennützig, so wie ein sehr harter und wunderlicher Mann. Ein Anderer forderte und verlangte Freundschaft; dieser war unglücklicher und beklagener, erther als der vorige, ward aber auch zurückgestoßen; er hatte einmal, wie ich mich recht gut erinnerte, während seines Lebens einen seiner besten Freunde verrathen.

Nun dachte ich an einen meiner alten Kameraden, einen jungen Mann, der eine reiche Heirath machte, aber bis dahin immer behauptet hatte, daß die schönste Liebe mit baarem Geld erkaufet werden könne. In diesem Augenblicke bemerkte ich diesen Unglücklichen, wie er vergebens um einen einzigen Funken der heiligen Flamme Liebe flehet, welche aus Anbetung und Dankbarkeit hervorgeht und Freundschaft und Zuneigung erzeugt. — Jetzt nahete ein alter Freund, der mir früher mit der grausamsten Undankbarkeit gelohnt; er nahete, zitternd vor Reue und Gewissenspein. Ich wollte ihm verzeihen, aber er fuhr entsetzt zurück. Er hatte niemals zuvor gewußt, was Dankbarkeit war; dieses Gefühl passte auf Erden nicht für ihn. Hier aber brauchte er es zu seiner Existenz, zu seinem Wohl-

befinden, zu seiner Erquickung und Seligkeit, mußte es aber fliehen, denn jetzt paßte er nicht für das Gefühl. Und doch war es ein Bedürfnis? Die Sehnsucht darnach vielleicht die Verdammniß? Ja, es ist eine furchtbare Pein, größer als die des abgelebten Wollüstlings, welcher auf Erden von Begierden gemartert wird, die er nicht mehr befriedigen kann. — — — — —

Aber wer bist Du? Unglückliche! Beklagenswerthe! wer bist Du? Ach, daß doch meine Gedanken nie auf Dich gefallen wären! O daß ich Dich doch niemals wiedergesehen hätte! Da es Dir an Allem gebricht, so bist Du ja mit Denen zu vergleichen, welche auf Erden in Elend, Mangel, Krankheit, Gewissensbissen, Hunger, Durst und Kälte verschmachten, und unglücklicher als alle Andere. Wer bist Du? — — —

Betete st Du nicht Deinen Schöpfer an? Gehorchtest Du nicht dem einzigen und wichtigsten aller seiner Gebote, dem, welches von der göttlichen Verheißung begleitet ist, daß Alle, die es befolgen, dafür belohnt werden sollen? Verlechtest Du das heiligste und natürlichste, der Dankbarkeit? Liebtest Du nicht Dein eigen Fleisch und Blut? Fühltest Du nicht Freundschaft für die, die Dir das Leben gaben? Fühltest Du nicht Zuneigung für Die, welche Dir das erste Brot schenkten? Unglückliche, wer bist Du? Sag'! — Ein Kind, welches selbst auf Erden im Ueberfluß schwim-

mend, seinen Vater in Noth und Kummer vergehen sehen konnte, ohne ihm nur ein einziges Mal in seiner Krankheit die allergeringste Hilfe zu senden. — — —

Hebe Dich hinweg! Nein! Ich verzeihe. —  
Möge der Allmächtige Erbarmen mit Dir haben! —

Mein Flug hatte sehr lange gedauert. Ich war unaussprechlich glücklich.

Auf einmal durchrieselt mich und alle mich umgebenden Kräfte ein unbeschreiblicher, unerklärlicher, unfasbarer Schauer.

Ein Ausruf: „Gott!“ entflieht meinen Lippen.

Ich erwache.

§\*\*\*

---

Ende des ersten Theils.

Europäische Bibliothek

Verzeichnis der Bücher

177

neuen belterlichten Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,  
Spanns und Schottlands.

Der ganzen Sammlung 224 Bände.

Verzeichnisse.

IX. Serie. 26.

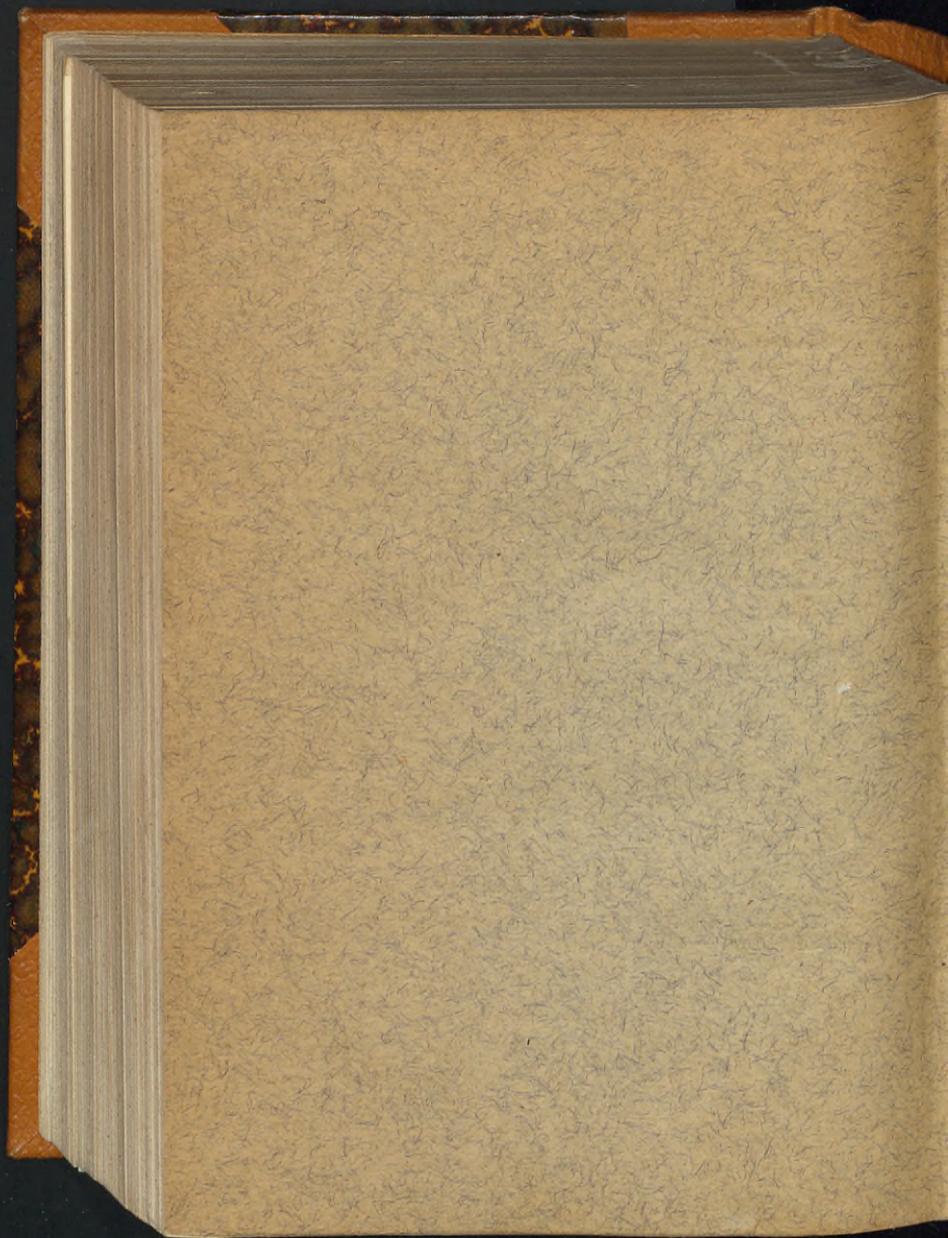
Die Kunst der Buchdruckerei.

Justus Perthes

Verlag

Verlag und Buchhandlung des Verlags-Gesellschaft

1858



6000175341



Göteborgs universitetsbibliotek

